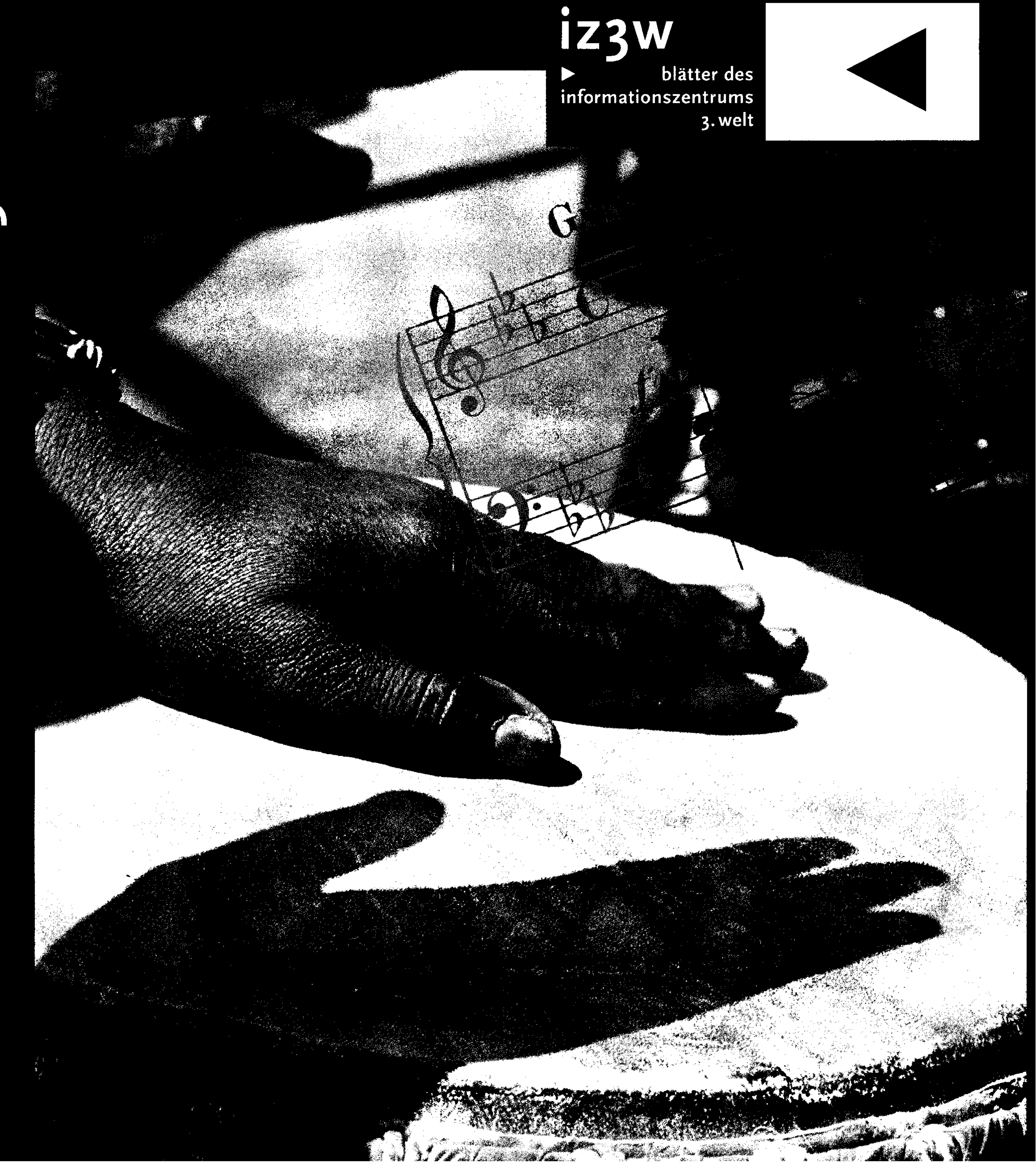
Schwerpunkt: Wir sind ein Ohr – Die Erfindung der Weltmusik ▶

Außerdem: ▶ Terror in Peru ▶ Politik mit Charisma ▶ Warlords in Kongo ▶ Kampf um Spenden ▶ Revolution ohne Zukunft ▶ Dämonen in der Wüste ...

iz3w
▶ blätter des informationszentrums 3. welt



▶ blätter des informationszentrums 3. welt

In dieser Ausgabe

Titelbild: R. Maro/version

Politik und Ökonomie

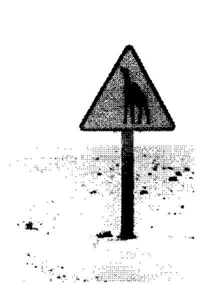


Schwerpunkt:

Wir sind ein Ohr – Die Erfindung der Weltmusik



Kultur und Debatte



Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier.

EU – ROT OP!

In Mailand besetzen 3.000 Euro-MarschiererInnen den Bahnhof und erzwingen Sonderzüge, in Belgien durchbrechen entlassene Arbeiter auf dem Weg nach Amsterdam Polizeisperren mit ihren Baufahrzeugen, und in der beschaulichen Grachtenstadt selbst kippen Polizeifahrzeuge, werden Banken entglast, bricht der Verkehr zusammen, demonstrieren 35.000 Leute gegen die Politik der Europäischen Union.

Formiert sich da ein Widerstand über die für EU-BürgerInnen eigentlich schon nicht mehr existenten Grenzen hinweg? Lassen die Gewerkschaften endlich ihr antiquiertes nationales Konkurrenzdenken hinter sich und organisieren sich international? Bastelt eine EU-Oppositionsbewegung gar an einem anderen Europa, mit neuen Utopien? (...nach deren Ende wir erst im letzten Heft gefragt haben.)

Der Gipfel der europäischen Regierungschefs war auch ein Gipfeltreffen verschiedenster Oppositionsgruppen: Schwedische anarchistische neben MigrantInnen-Gruppen aus Paris, italienische KommunistInnen neben Greenpeaclern aus Dänemark, schweizer und deutsche Punks neben norwegischen GewerkschafterInnen. »Als größtes Treffen europäischer Splittergruppen« bezeichnete die Aktionszeitung das Amsterdamer Meeting. Mit einem Euroblow »kiffend die Niederländische Bank ausräuchern – gegen die europäische Drogenpolitik«, in einem Sexriot »für alternative Sexbewegungen«, mit Fahrrädern gegen den Abschiebeknast und die europäische Asylpolitik oder einfach mit Chaostagen, »um die Stadt auf ihren Kopf zu stellen« – die Vielfalt der Aktionen zeigt auch die Breite der Opposition. Auf der Demonstration »gegen die Arbeitslosigkeit, Armut und soziale Ausbeutung« waren Forderungen nach »Arbeit für alle« genauso zu hören und zu sehen wie »Weg mit der Lohnarbeit!«. Selbst die Rufe nach internationaler Solidarität wurden konterkariert: »Hoch – die – antinationale – Solidarität« schallte es aus dem schwarz-roten Block.

Utopisch, zu hoffen, hier formiere sich eine EurOpposition. AnarchistInnen und IG Bergbau, Punks und Renault-Arbeiter, illegalisierte Flüchtlinge und Arbeitsloseninitiativen Schulter an Schulter: Wofür und wogegen? Keine gemeinsamen Ziele, gemeinsamen Ideen oder Utopien in Sicht.

Doch deutlich ist die Ablehnung dieser Europäischen Union mit ihren nicht-demokratischen Strukturen, mit ihrer Freiheit für das Kapital statt der Freiheit der Menschen, ihrer Abgrenzung nach außen zur Konstituierung eines gemeinsamen Innern: »Gegen das Europa des Kapitals!«, »Gegen Abgrenzung und Ausgrenzung!« und »Gegen soziale Ausbeutung!« waren Forderungen, die sich quer durch die Reihen zogen.

Utopie als Orientierungshilfe einer Bewegung, so hieß es in der Einleitung unseres Utopien-Schwerpunkts, »kann nur mit einer Negation beginnen – mit der Negation des Bestehenden.«

Immerhin: Die Negation des Bestehenden war in Amsterdam deutlich. Der gemeinsame Nenner dieser Noch-lange-nicht-Bewegung wurde von den OrganisatorInnen auf einen Punkt gebracht, indem der Euro-Top, der Euro-Gipfel, leicht auseinandergezogen wurde: Das so entstandene EU – rot op! hat keine deutsche Übersetzung, drückt aber die Ablehnung der EU sehr drastisch aus.

Auch wenn die EU-Regierungschefs noch kleine Korrekturen vornehmen sollten: Der »Amsterdamer Vertrag« steht weitestgehend. Das Schengener Abkommen, der Vertrag, der die Ausgrenzung von Nicht-EU-AusländerInnen festschreibt und Grundlage für die Abschottung ist, wird integriert in das gesamteuropäische Vertragswerk und damit gültig für alle EU-Mitgliedsstaaten. Es wird die Währungsunion und den Euro geben. Und nicht zuletzt: Es wird noch mehr Markt geben als bisher.

Franz Hinkelammert schreibt in 'Cultura de la esperanza y sociedad sin exclusión': »Der totale Markt mit seiner Vorstellung des Marktautomatismus ist utopisch im Sinne einer societas perfecta und einer vollkommenen Institution. Es handelt sich aber um eine Utopie, die nicht als solche wahrgenommen wird, sondern die mit der Wirklichkeit gleichgesetzt wird. Wenn der Neoliberale seine Utopien verkündet, hält er sich für einen Realisten.«

In diesem Sinne standen sich in Amsterdam lediglich verschiedene Utopien gegenüber. Die Vielfalt der oppositionellen Kritik zeigt dabei nur, in wie vielen Bereichen Menschen nicht einverstanden sind mit den Entwürfen für das Markt-Europa und den Euro-Markt. Die Utopie des Marktes scheinen in erster Linie die Regierenden zu träumen. Und – wie Amsterdam zeigt – träumen nichtmal diese ohne Widerspruch.

die redaktion

Speed für den Präsidenten

Die Angst vor der Vergangenheit ist Fujimoris einleuchtender Pfad





Foto: H. Sachs/version

von **Ulrich Goedeking**

Das Bad in der Menge durfte nicht fehlen. Kurz nach der blutigen Stürmung der Botschafterresidenz ließ sich Alberto Fujimori durch die Straßen Limas chauffieren, um den Dank für die neuerliche Befreiung von der Geißel des Terrorismus entgegenzunehmen. Das triumphierende Lächeln auf dem Gesicht des Präsidenten wurde bestätigt durch Umfrageergebnisse: Sofort nach der Aktion stiegen seine Popularitätswerte.

► Es ist zum Verzweifeln für Perus Opposition: Da macht ein Präsident aus seiner Abneigung gegen die Demokratie keinen Hehl. Das Parlament ist für ihn eine Schwatzbude, politische Parteien hält er für überflüssig. Derweil hat sich die Massenarmut eher verstärkt und Skandale in Sachen Menschenrechte gibt es zuhauf. Die Indizien, daß lebendig verhaftete GeiselnehmerInnen exekutiert wurden, sind nur der aktuellste Fall. Trotzdem scheint die Bevölkerung, deren Interessen zu vertreten die Linke nach wie vor gerne beansprucht, Fujimori deswegen keine Absage erteilen zu wollen.

Alberto Fujimoris größte Helfer sind seine Feinde. So sitzt der wichtigste Pfeiler seines Machtgebäudes seit 1992 im Gefängnis: Abimael Guzmán, der ehemalige Philosophieprofessor und selbsternannte »Presidente Gonzalo« der Guerillaorganisation Sendero Luminoso, dem 'Leuchtenden Pfad'. Ohne den Sieg über die Guerilla, ohne die Wahrnehmung der Bevölkerung, Fujimori habe das Land vor dem drohenden Untergang gerettet, ist sein Erfolg nicht erklärbar. 1980, zehn Jahre vor der Wahl Fujimoris zum Präsidenten, hatte Guzmán mit seinen straff organisierten und geschulten Kadern in den Bergen Ayacuchos den bewaffneten Kampf aufgenommen. Guzmán inszenierte sich als eine Art religiöse, gottähnliche Lichtgestalt. Alle »kranken« Teile der Gesellschaft seien auszurotten, damit aus dem reinigenden Blutbad eine neue Welt entstehen könne. Anfang 1992 herrschte in Lima eine Stimmung des »Rette sich, wer kann«, denn die Guerilla setzte in diesen ersten Regierungsjahren Fujimoris zum Sturm auf die Hauptstadt an. Bombenanschläge auf Banken und Polizeistationen waren ebenso an der Tagesordnung wie Attentate gegen Vertreter des »alten Staates«. Anschlagsziel waren auch Aktivisten von Basisbewegungen und linken Gruppen, die sich dem Sendero nicht unterwerfen wollten. So empfanden auch politische Gegner Fujimoris die Verhaftung der Führungsspitze Senderos im September 1992 als Befreiung von einem Alptraum.

Abimael Guzmán wirkt seitdem für Alberto Fujimori als Aufputschmittel mit Langzeitwirkung. Seit Guzmán seine Niederlage eingestanden hat, sind nur noch kleine Einheiten der Abspaltung Sendero Rojo in einigen Regionen Perus aktiv. Die Angst vor einer Rückkehr des Terrorismus aber wirkt weiter. Die zentrale Frage des Wahlkampfes 1995 war, wer Peru am zuverlässigsten schützen kann. Die Antwort war für die Mehrheit der WählerInnen eindeutig: Alberto Fujimori.

Der zweite wichtige Faktor für die Herrschaft Fujimoris ist das tiefe Bedürfnis der Menschen nach ökonomischer Stabilität. Peru hatte in den 80er Jahren unter Fujimoris Vorgänger Alan García vierstellige Inflationsraten erlebt. Die Rezepte, mit denen Fujimori dann die Wirtschaft stabilisieren konnte, beruhten im wesentlichen auf den typischen neoliberalen Elementen verbunden mit den bekannten sozialen Folgen. Dennoch nahm die Mehrheit der Bevölkerung die gewonnene Stabilität zunächst als ein Mehr an Sicherheit wahr. Die schlechte Alternative zur Härte der Reformpolitik sahen sie in dem erlebten Chaos von Inflation und Bürgerkrieg.

Inzwischen ist jedoch Fujimoris Formel, er garantiere Stabilität und habe die Inflation im Griff, verbraucht – meint jedenfalls Javier Diez Canseco, Parlamentsabgeordneter und Spitzenpolitiker der »Vereinigten Linken«. Eine gewagte Behauptung, aber er stellt damit die Frage, wie lange das Image des ökonomisch kompetenten Siegers über die Inflation in der Wählerschaft noch ziehen wird. Kritische Stimmen sind inzwischen häufiger zu hören, allerdings hat bisher kein Oppositionsbündnis, ganz zu schweigen von den alten Parteien, eine glaubwürdige alternative Wirtschaftspolitik anzubieten.

Massen unter fünf Prozent

► Die politischen Gegner Fujimoris kämpfen immer noch mit einem schweren Handicap. Fast alle Oppositionspolitiker waren es jahrelang gewohnt, in Parteischemata zu denken. Viele von ihnen blieben zunächst ihren alten Parteien verbunden: der Acción Popular und der christdemokratischen PPC im bürgerlichen Lager, der APRA von Ex-Präsident Alan García sowie auf seiten der demokratischen Linken den Überresten der noch Mitte der 80er Jahre so mächtigen »Vereinigten Linken«. Für die meisten WählerInnen war die Frage nach rechts oder links allerdings längst irrelevant. Die Parteien insgesamt galten ihnen als Verantwortliche für Ineffektivität, Chaos und Korruption. »Politiker« ist in Peru längst zum Schimpfwort geworden und es ist kein Zufall, daß Alberto Fujimori sich in der Auseinandersetzung mit seinen Gegnern nicht auf einzelne Parteien bezieht, sondern gegen »die Politiker« als solche wettert. Er hatte damit durchschlagenden Erfolg: Die gesamte, jahrzehntelang etablierte Parteienlandschaft Perus ist zerstört, keine der alten Massenparteien erreichte 1995 fünf Prozent der Stimmen.

Zwei Ereignisse machen deutlich, wie sehr Fujimori mit seinem Anti-Parteien-Diskurs den Nerv der öffentlichen Meinung traf. Im April 1992 löste der Präsident den Kongreß

kurzerhand auf, als ihm dieser Steine in den Weg legen wollte – ein Vorgehen, das als »Selbstputsch« international bekannt wurde. Regierungen in Amerika und Europa zeigten sich indigniert, die Linke schrie »Diktatur!«, aber die Popularität Fujimoris im eigenen Land erreichte Rekordwerte.

Zum zweiten ist das Schicksal der Präsidentschaftskandidatur des ehemaligen UNO-Generalsekretärs Javier Pérez de Cuéllar bei den Wahlen 1995 bezeichnend für die vorherrschende politische Rationalität. Die Opposition wollte Fujimori mit seinen eigenen Waffen schlagen. Mit Pérez de Cuéllar sollte eine in Peru wie international angesehene, unabhängige Persönlichkeit einem breiten Oppositionsbündnis zum Sieg verhelfen. Das Wahlvolk aber blieb mißtrauisch. Pérez de Cuéllar, so die vor der Wahl oft geäußerte Meinung, sei ja wählbar, aber hinter ihm, stünden »die Politiker«, die nur darauf warteten, über sein Ticket wieder an die Macht zu kommen. Eine nicht ganz unberechtigte Vermutung, denn im Wahlbündnis »Unión por el Perú« tummelte sich eine bunte Mischung von Ex-Parteipolitikern, Unternehmern und Intellektuellen, die nur die Gegnerschaft zu Fujimori verband. Das Ergebnis ist bekannt: Fujimori konnte seine Wiederwahl mit einer großen Mehrheit feiern.

Angst vor der Angst

▶ Fujimori arbeitet nun mit einer abenteuerlichen verfassungsrechtlichen Konstruktion daran, seine erneute Wiederwahl im Jahr 2000 zu ermöglichen. Dabei zeigt er wenig Skrupel: Drei Verfassungsrichter, die sich seiner Verfassungsinterpretation nicht anschließen wollten, mußten ihre Sessel räumen. Fujimori muß die alten Ängste vor der Rückkehr immer länger zurückliegender Krisen neu mobilisieren und das Bild von der Opposition als unkalkulierbarem Risiko kultivieren. Sollte es ihm gelingen, sich selbst noch einmal als Personifizierung von Stabilität, Sicherheit und Fortschritt zu stilisieren, hat er Chancen auf die Wiederwahl.

Entscheidend für die Aussichten der Opposition könnte also weniger die politische und wirtschaftliche Lage oder eine glaubwürdige Alternative sein, als vielmehr, ob ein attraktiver Spitzenkandidat und hinter ihm ein einiges Bündnis ins Rennen gehen wird. Hätte inzwischen ein als integer geltender Oppositionskandidat eine Chance gegen Fujimori? »Die Leute sind politisch reifer geworden«, meint dazu die Soziologin Graciela Magán, »es wird pragmatischer abgewogen, welche Vorteile und Nachteile mit der Herrschaft Fujimoris verbunden sind.« Die Opposition kann nur hoffen, daß die Angst nicht wiederkehrt.

▶ **Ulrich Goedeking** ist Soziologie und arbeitet derzeit zu politischen Eliten in Bolivien.

Navigationen in Sachen Menschenrechte

von **Christian Harkensee**

▶ Als Anfang April die Geiselnahme in der peruanischen Botschaft mit einem Massaker beendet wurde, ging zunächst ein reflexartiges Aufatmen durch die Weltmedien. Dann setzte leichte Nachdenklichkeit ein. Zwar ging niemand soweit, die Geiselnahme als verzweifelte, aber vor dem Hintergrund der Verhältnisse in Peru, möglicherweise legitime Befreiungsaktion zu werten – dennoch geriet Fujimori auch wegen der allgemeinen Menschenrechtslage im Land in die Kritik. Von der Kritik oft unberücksichtigt blieb jedoch das Amnestiegesetz von 1995: Während Ex-Guerilliós, um deren Befreiung es der MRTA hauptsächlich ging, unter extremen Bedingungen eingekerkert bleiben, wurden mit diesem Gesetz alle während des Krieges verübten staatlichen Menschenrechtsverletzungen unter Straffreiheit gestellt und bereits veurteilte Mitglieder der Todesschwadronen wieder entlassen.

»He is a son of a bitch, but he is our son of a bitch«

Die Abschaffung des Amnestiegesetzes ist eines der Ziele der peruanischen Menschenrechtsbewegung. Die steht aber vor einer schwierigen Situation. Auf der einen Seite zählen Perus Menschenrechtsorganisationen zu den ältesten in Lateinamerika und zu den international einflußreichsten. Die 'Coordinadora Nacional de Derechos Humanos' (CONADEH) gründete sich noch während der Zeit der zwölfjährigen Militärdiktatur (1968-1980). CONADEH-Mitarbeiter spielen international eine wichtige Rolle: Sie überwachten etwa den Friedensprozeß in El Salvador und stellen eines der fünf Mitglieder der UNO-Menschenrechtskommission, die im Mai das Amnestiegesetz und die Haftbedingungen in peruanischen Gefängnissen kritisierte.

Auf der anderen Seite haben die Menschenrechtler im eigenen Land nur wenig Rückhalt und sind der staatlichen Repression ausgesetzt. Man sollte zwar meinen, die Menschenrechtsverletzungen des Regimes Fujimori könnten einer Bewegung für Menschenrechte in Peru Auftrieb geben, denn mit nahezu 1000 »Desaparecidos« (Verschwundenen) in sieben Jahren Fujimori-Herrschaft gibt es inzwischen mehr Fälle als in den 12 Jahren der Militärregierung. Außerdem gibt es hunderte von »Terrorismusverdächtigen«, die teils von den Schnellgerichten der maskierten »Jueces sin rostro« (»Richter ohne Gesicht«) verurteilt und teils seit Jahren ohne Prozeß in Haft sitzen. Präsident Fujimori versteht es jedoch, die Menschenrechtsorganisationen in der öffentlichen Meinung zu diskreditieren. Wahlweise tituliert er sie als »Nestbeschmutzer«, »Vaterlandsverräter« oder »Pro-Senderistas« (Unterstützer des 'Sendero Luminoso') und stellt ihre Arbeit als Gefahr für die wirtschaftliche Stabilität des Landes dar, weil die öffentliche Präsentation von Menschenrechtsverbrechen die Kreditvergabe durch IWF und Weltbank gefährdeten. Viele Peruaner nehmen es den Menschenrechtsorganisationen auch übel, daß diese lange die Augen vor den Verbrechen des 'Sendero Luminoso' verschlossen haben. So distanzieren sich die Menschenrechtsorganisationen denn auch deutlich von den Zielen der MRTA und der Geiselnahme, setzen sich aber weiterhin für die Verbesserung der miserablen Haftbedingungen der gerade eingesperrten MRTA-Kämpfer ein.

Trotzdem könnte die Menschenrechtssituation an Bedeutung für das Regime gewinnen. Die Vereinigten Staaten, der IWF und die Weltbank pochen nämlich inzwischen zumindest verbal verstärkt auf ein demokratisches Regierungssystem und die Wahrung der Menschenrechte. Nachdem die USA die blutige »Terrorismusbekämpfung« und die weitgehende Abschaffung demokratischer Rechte tolerierten, solange dies zu ökonomischer Stabilität und zum Zurückdrängen des Linksterrorismus führte, wächst nun der Druck auf die peruanische Regierung. Zudem erhofft sich die peruanische Menschenrechtsbewegung von der internationalen Unterstützung nach dem blutigen Ende der Botschaftsbesetzung mehr Rückhalt auch im eigenen Land, wo Fujimori weder ökonomisch noch in puncto Sicherheit seine Versprechen eingelöst hat.

Im Zweifel werden die USA und die Weltwirtschaftorganisationen jedoch Marktöffnung sowie innere wirtschaftliche und politische »Sicherheit« für Investoren höher ansetzen als Demokratie und Menschenrechte. Die US-Unterstützung ermöglichte Fujimori die »Exekutionslösung« als Warnung für eventuelle Nachahmer auf der internationalen Bühne. »He is a son of a bitch, but he is our son of a bitch«, wußte einst schon Roosevelt diese Situation beim Namen zu nennen.

▶ **Christian Harkensee** ist Arzt und Autor bei »Lateinamerika-Nachrichten« in Berlin.

Sein Leibgericht ist das Schweigen

Victor Delfin über die Menschenrechtssituation in Peru

Der Maler und Bildhauer Victor Delfin gehört zu den renommiertesten Künstlern der Gegenwart in Peru. Geboren 1927 als Sohn eines Erdölarbeiters, erreichte er die Aufnahme in die Kunstakademie von Lima. Er war Direktor der regionalen Kunsthochschulen von Puno, am Titicacasee und in Ayacucho. Delfins Kunst fußt auf seiner Herkunft als Mestize, der bis heute diskriminierten Mischbevölkerung aus Ureinwohnern und Einwanderern. In seinen Arbeiten verbindet er indigene Kultur, traditionelles Kunsthandwerk und Moderne. Delfin lebte lange in New York, wo ihm in den siebziger Jahren der internationale Durchbruch gelang. In den achtziger Jahren kehrte er nach Lima zurück. Sein bekanntestes Werk ist der »Parque del amor« auf einer Klippe über dem Meer in Miraflores. Als Mitbegründer und Vorsitzender des »Movimiento Civico contra la Impunidad« (Bürgerbewegung gegen die Straffreiheit) – einer Initiative gegen das Amnestiegesetz – ist Delfin derzeit einer der prominentesten Streiter für die Menschenrechte in Peru.

Herr Delfin, warum engagieren Sie sich in der Menschenrechtsbewegung?

► Wie kann man still sein und noch die Augen verschließen, wenn man aus dem Haus geht und nur Elend, Korruption und Gewalt sieht? Die Jahre des Terrors, durch und gegen den Staat, haben viele hartherzig gemacht. Jener Professor der Universität La Cantuta, der 1992 zusammen mit acht Studenten von den Militärs verschleppt und ermordet wurde, war mein Freund. Wachgerüttelt hat mich, daß Fujimori dem Verantwortlichen für dieses und weitere Massaker, dem Geheimdienstoffizier und Chef der berüchtigten Todesschwadron »La Colina«, Martin Rivas, per Amnestiegesetz die Freiheit und eine weiße Weste verschafft hat. Und Rivas tötet und foltert weiter... Auch die MRTA-Guerilleros wurden hingerichtet, ein weiteres sinnloses Massaker. 17 Tote, alles Menschen, die wir kannten, Menschen, die das Leben, nicht den Tod wollten.

Welche Hintergründe hatte die gewaltsame Beendigung der Botschaftsbesetzung?

► Fujimori ist Populist. Sein Rückhalt steht und fällt mit der Erfüllung seines Versprechens, den »Terrorismus auszulöschen«. Seine ohnehin schon angekratzte Popularität war durch die monatelange Geiselnahme dramatisch gesunken. Fujimori konnte es nicht länger hinnehmen, sich von der MRTA vorführen zu lassen, und der Druck seitens des Militärs hinsichtlich eines »Erfolges«, der das Image aufpoliert, war groß. Das neue Mißtrauen der Menschen gegenüber der Regierung und den Sicherheitsorganen rührt daher, daß deren wichtigste Vertreter in Korruption, Drogenhandel und Menschenrechtsverbrechen verwickelt sind. So wurde kürzlich bekannt, daß Fujimoris engster Vertrauter, Geheimdienstchef Vladimiro Montesinos, tief in den Drogenschmuggel involviert ist. Im Dezember war der Ex-General Rodolfo Robles, der gegen Menschenrechtsverletzungen ermittelt, vom Geheimdienst auf offener Straße entführt und erst nach nationalen und internationalen Protesten freigelassen worden. Derselbe Geheimdienst verübte Bombenanschläge auf den Oppositionsabgeordneten Javier Diez Canseco und einen Fernsehsender in Puno. Der Staatsterrorismus ist der traumatisierendste Terrorismus in Peru.

In den europäischen Medien wurde Fujimori teilweise gefeiert, seine politische Position sei durch den Militärschlag gestärkt worden...

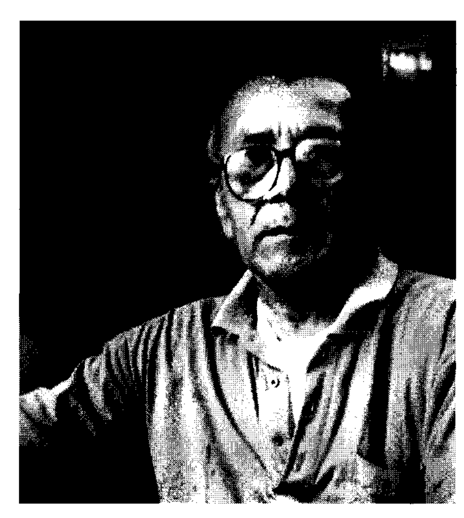
► Oberflächlich betrachtet mag dies so erscheinen, und die ersten Umfragen in Peru signalisierten auch einen Wiederanstieg von Fujimoris Popularität. Doch durch den Staatsterrorismus, seinen Zynismus, seinen Despotismus schwächt er seine Stellung, denn er ignoriert die Ursachen der Gewalt, die strukturbedingt und tief verwurzelt sind. Fujimori hat das Land in eine tiefe moralische Krise geführt. Zudem hat er beide Ziele, die ihm bei der Bevölkerung die größte Zustimmung verschafften – den »Terrorismus« auszuschalten und Peru zu einem wirtschaftlichen »Tigerstaat« zu machen – allenfalls teilweise erreicht: Sendero Luminoso und MRTA existieren nach wie vor und die ökonomische Entwicklung nutzte bisher nur dem Ausland. Die Mehrheit der Peruaner wurde wirtschaftlich und politisch entmündigt. Die Opposition wächst jetzt.

Was sind die Ursachen der Gewalt in Peru?

► Die Gewalt ist zu einem Teil des täglichen Lebens geworden. Ihre Wurzeln sind: Unwissenheit und Ignoranz, überall gibt es Analphabetismus, wegen Geldmangels haben viele Kinder keine Möglichkeit zur Schule zu gehen. Die Verelendung der Kinder, die zu unverschämten Löhnen arbeiten müssen, während ihre Eltern arbeitslos sind. Der Rassismus der »weißen« Minderheit gegen die Mehrheit der »cholos«. Demokratie ist nicht mehr als ein leeres Wort in Peru.

Welche Positionen haben die Menschenrechtsorganisationen heute innerhalb der peruanischen Gesellschaft?

► Organisationen wie CONADEH und APRODEH arbeiten zum Teil schon seit über



Victor Delfin Foto: C. Harkensee

zwanzig Jahren und haben sehr gute internationale Kontakte. In Peru selbst jedoch ist die Menschenrechtsbewegung starker Repression ausgesetzt, unser Rückhalt bei den Menschen Perus ist noch gering, wächst aber Tag für Tag. Erst gestern (6. Juni, Anm.d.Red.) haben tausende von Studenten, Arbeitern, Bürgern gegen die Absetzung von drei Verfassungsrichtern protestiert. Eine solche Demonstration hat es in Lima seit Jahren nicht gegeben.

Was können die Menschenrechtsorganisationen und die Opposition nun tun?

► Wir haben eine »Wahrheitskommission« geschaffen, die ermitteln soll, wieweit die Regierung in Verbrechen und Korruption verwickelt ist. Wir wollen erreichen, daß die »Richter ohne Gesicht« verschwinden, die offensichtlich Unschuldige verurteilen. Wir wollen erreichen, daß die Verfassung respektiert wird und daß die Fujimoristas ihre Kongreßmehrheit nicht für Gesetze gegen die Demokratie mißbrauchen. Der Bürgerkrieg muß zu einem wirklichen Ende finden, das Land braucht Frieden und Demokratie für eine stabile Entwicklung. Wie in Mittelamerika müssen die bewaffneten Gruppen in das zivile und politische Leben integriert werden. Das Amnestiegesetz für den Staatsterrorismus muß aufgehoben werden. Die Straffreiheit hat sich als giftiger Schmetterling entpuppt, der plötzlich das entsetzliche Antlitz der absoluten Macht zeigt. Die Gewohnheiten dieses Tieres sind nur allzu gut bekannt: Es nährt sich von der Angst, der Passivität und Gleichgültigkeit. Sein Leibgericht aber ist das Schweigen.

► *Interview vom 3. Mai/7. Juni 1997, Übersetzung und Bearbeitung: Christian Harkensee*

Im Tragsessel zum Tiefpunkt

Krieg statt Wahlen in Kongo-Brazzaville

von **Norbert Stamm**

Kämpfe zwischen Milizen der beiden aussichtsreichsten Präsidentschaftskandidaten haben in der kongolesischen Hauptstadt Brazzaville mehrere tausend Tote gefordert. Anlaß für den Bürgerkrieg gaben die für Juli angesetzten Präsidentschaftswahlen, nachdem während einer Wahlkampfveranstaltung ein Mann zu Tode kam. Doch der eigentliche Grund für den Umschlag von der Demokratisierung in den Krieg zwischen Banden liegt in der Ethnizität der Politik.

► Seit der Nationalkonferenz von 1991 besteht in Kongo infolge der Demokratisierungsprozesse auf dem gesamten Kontinent eine Mehrparteiendemokratie. Ein Jahr später erlebte das Land einen friedlichen Regierungswechsel – als zweiter Staat Afrikas nach Benin. Denis Sassou Nguesso hatte 1991 die Nationalkonferenz weder gewaltsam aufgelöst noch seine Abwahl bei den Präsidentschaftswahlen ein Jahr später angefochten. Doch schon 1993 geriet die Wahldemokratie in die Krise.

In dem schwarzafrikanischen Land gelang es nicht, politische Parteien aufzubauen, die mittels ihrer Programme konkurrieren. Stattdessen bildeten politische Führer aus über 100 Parteien drei Gruppierungen auf regional-ethnischer Basis als Wahlplattformen: die Mouvance Présidentielle (MP) des amtierenden Präsidenten Pascal Lissouba, die Forces Démocratiques Unies (FDU) des vorherigen Präsidenten Denis Sassou Nguesso und die Union pour le Renouveau Démocratique (URD) unter Bernard Kolélas. Jedes dieser drei machtpolitischen Bündnisse hat ein geographisches Rückzugsgebiet, das sie im Lauf der letzten Jahre zu Festungen ausbauten. Mittels historischer Überlieferungen wurde die Bevölkerung der jeweiligen Regionen dazu gebracht, sich vor allem als einheitliche Ethnie zu begreifen und von den jeweils anderen abzugrenzen.

Zulus, Ninjas und Kobras

► Die strukturell angelegte Krise erlebte im Juli 1993 während eines Streits um die Gültigkeit von Nachwahlergebnissen zur Abgeordnetenversammlung ihren ersten eruptiven Ausbruch. Es entzündete sich ein Bürgerkrieg, der mindestens 3.000 Menschenleben kostete, zehntausende Menschen ihrer Häuser beraubte und in den Stadtvierteln von Brazzaville und Pointe Noire sowie in den kleineren Städten und den Regionen für eine ethnische Separierung und Homogenisierung sorgte, indem Minderheiten einfach vertrieben wurden.

Die drei Koalitionsführer verfügen seitdem über Privatarmeen zwischen zwei- bis fünftausend Mann, rekrutiert aus jungen fanatischen Anhängern und geführt von ehemaligen Militärs. Die emotionsheischenden Bezeichnungen dieser Milizen – Kobras, Zulus, Ninjas – verweisen auf massenmediale Vorbilder in diversen Actionfilmen, die eine identfikationsstiftende Funktion erfüllen sollen. Der Kampf um Macht und Beute macht auch vor dem Staatsapparat nicht halt. Das Gewaltmonopol des Staates ist freie Verfügungsmasse der jeweiligen Mehrheitsregierung. Entsprechend integrierte Lissouba Schritt für Schritt Einheiten seiner Zulu-Miliz in das rund 20.000 Mann starke Militär und entließ eine entsprechende Anzahl vermeintlicher Sassou Nguesso-Getreuer.

Ein zweiter Grund für das Scheitern der Demokratisierung ist in der wirtschaftlichen Situation des aufgrund der Erdöleinnahmen, potentiell vermögenden Kongo zu suchen. Sie hat sich in den fünf Jahren Demokratie drastisch verschlechtert. Das Bruttoinlandsprodukt sinkt, die Rückstände bei der Auszahlung staatlicher Gehälter betragen inzwischen über 14 Monate, die Lebensmittelpreise sind gestiegen, die Infrastruktur verfällt. Die Erlöse der von IWF und Weltbank geforderten und im letzten Jahr angelaufenen Privatisierungen flossen in die Taschen von Günstlingen der herrschenden Mouvance Présidentielle. Für viele bleibt als einzige soziale Absicherung die großfamiliäre Solidarität und klientelistische Beziehungen innerhalb ihres politischen Klans.

Aufgrund dieser Mißstände im Land, erscheint es nicht verwunderlich, daß Sassou Nguesso im Januar dieses Jahres bei seiner Rückkehr aus Frankreich von vielen in Brazzaville als Hoffnungsträger begrüßt wurde. Doch genau sein politisches Comeback lieferte letztlich den Anlaß für die erneute Militarisierung des Machtkampfes. Während einer Wahlkampfreise Sassou Nguesso im Norden, bei der er sich mit traditionellen Insignien der Macht auszeichnen ließ und im Tragsessel Einzug hielt, wurde ein junger Mann durch seine Sicherheitsgarde erschossen. Daraufhin kam es zu Auseinandersetzungen, die insgesamt ein Dutzend Menschenleben forderten. Wenige Tage später ließ Präsident Lissouba, Sassou Nguessos Hauptquartier in Brazzaville umstellen und versuchte, den Todesschützen festzunehmen. Schließlich griff die Kobra-Miliz Sassou Nguessos zu den Waffen gegen die dem Präsidenten ergebenen Teile der Armee und gegen dessen Zulus.

Alte Chosen – neue Machtkämpfe

► Die aktuellen Auseinandersetzungen der Führungscliquen werfen Kongo-Brazzaville noch hinter das Jahr 1991 zurück. Es steht zu befürchten, daß sich auch Kolélas nicht auf Vermittlung beschränken wird. Zwar hält er sich mit seinen Ninja-Truppen bislang zurück und ist neben seinem Amt als Bürgermeister von Brazzaville sowohl Wahlverbündeter von Sassou als auch über sein Umfeld Regierungsbeteiligter von Lissouba. Aber seine persönlichen Ambitionen und der Druck seiner Anhänger sind groß.

Die Demokratisierung in Kongo-Brazzaville ist in einen Bürgerkrieg gemündet, der in erster Linie ein auf ethnischer Basis geführter Machtkampf der alten Politikergarde ist. Denn alle drei sind Politiker der alten Art: lokale, autokratisch herrschende Chefs. Kaum verwunderlich, machten sie doch ihre Politikerlehre in vordemokratischen Zeiten. Weder Lissouba noch Sassou-Nguesso werden einen Frieden akzeptieren, bei dem sie sich als Verlierer fühlen müßten. Inzwischen ruft Präsident Lissouba im französischen Fernsehen nach militärischem Schutz durch die alte Ordnungsmacht. Solange sie auf seiner Seite interveniert, versteht sich!

► **Norbert Stamm** arbeitet zu Literatur und Gesellschaft Kongos und ist Mitarbeiter der Werkstatt Solidarische Welt in Augsburg.

Hilfe, die Helfer kommen

Karitative Organisationen im Wettbewerb um Spenden und Katastrophen

von **Horand Knaup**

Ein sonderbarer Glanz umgibt die humanitäre Hilfe. Sie rettet Leben, sie ist gut – wer will da schon wagen, Kritik zu üben? Gerade, weil ihr so kritiklos begegnet wird, und weil sie gleichzeitig medial bestens zu vermarkten ist, ist die humanitäre Hilfe für viele interessant geworden. Für Hilfswerke aller Art, für Ministerien ebenso wie für halbstaatliche Vereinigungen, für Privatleute ebenso wie für große UN-Organisationen.

▶ Das selbstinszenierte »Care«-Desaster im Jahr 1994 offenbarte auch dem Laien, daß die Not- und Katastrophenhilfe auf den Prüfstand gehört. Damals wurde schlagartig offensichtlich, daß endlich Transparenz hinein muß ins Geschäft mit der Not, welches keineswegs nur vom wohltätigen Geben bestimmt ist, sondern maßgeblich auch von verschiedensten anderen Interessen. Denn aus dem Bedürfnis und der Pflicht zu helfen ist zwischenzeitlich ein Milliarden-Markt geworden, auf dem mit harten Bandagen gekämpft wird.

Tue Gutes und rede darüber! Eine Devise, die vor allem auf der Jagd nach den Spenden Beachtung findet und finden muß. Denn auf dem Spendenmarkt gilt: Das Image der etablierten Wohltäter sinkt, die Mühe, Brot für die Welt zu sammeln, steigt.

Halali zur Spendenjagd

▶ Ach, wie war das einfach! Das Bild eines unterernährten Kindes (schwarz) in der Tagesschau, bittende Worte der Priester (weiß) von der Kirchenkanzel, die Kollekte am Ausgang – und die Millionen flossen. Lange Jahre sicherten monotone Appelle an Solidarität und Gewissen, nüchterne Hinweise auf den Reichtum im Norden und die Armut im Süden den Hilfsorganisationen ein ordentliches Auskommen mit tendenziell wachsenden Bezügen.

Aber die Zeiten haben sich geändert: Rund 20.000 Vereine und Hilfswerke, Bürgerinitiativen und Wohltätigkeitsorganisationen, so schätzt das »Deutsche Zentralinstitut für Soziale Fragen« (DZI) in Berlin, werben allein in Deutschland um die Gaben des Spenders, deren Gesamtvolumen auf jährlich zwischen vier und elf Milliarden Mark beziffert wird.

Allein im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit und der humanitären Hilfe sind rund 70 katholische, 40 evangelische sowie rund 150 weitere Organisationen tätig, und jedes Jahr kommen neue hinzu. In besonderem Maße sind die großen, bereits etablierten Organisationen auf Spenden angewiesen, da auch das Ringen um die staatlichen Zuschüsse härter geworden ist. Hinzu kommt eine gewisse Eigendynamik, von der auch Organisationen im karitativen Bereich nicht ausgenommen sind: Leisten sie qualifizierte Arbeit, brauchen sie oft mehr Personal und folglich auch mehr Geld. Ein Experte:« Das sind Organisationen mit zum Teil über 100 festen Stellen, Leute mit festem Einkommen und Einfamilienhaus.«

Dem gesunkenen Ansehen und der harten Konkurrenz auf dem umkämpften Markt der Barmherzigkeit versuchen die Hilfswerke vermehrt Rechnung zu tragen: Nicht nur, daß sie ihre Strukturen professionalisiert haben, sie haben auch ihr Bemühen um Spender intensiviert. Denn mit reiner Wohltätigkeit, mit der Aura von Barmherzigkeit hat das Spendensammeln von heute kaum noch etwas zu tun. Als das Rote Kreuz Anfang der 80er Jahre im Fernsehen um Blutspenden warb, war der Spot noch kostenlos. Heute wäre dazu, nachdem die ersten Hilfswerke ihre TV-Einblendungen teuer bezahlt haben, kaum noch ein Fernsehsender bereit. Früher ließen sich Millionen mit Benefiz-Schallplatten machen. Doch die Idee einiger weniger Hilfswerke wurde von vielen anderen kopiert – und so zunichte gemacht. DRK-Spendensammler Rolf Herzbach stöhnt vernehmlich auf: *»Jede neue Idee, die Sie entwickeln, wird spätestens nach einem Jahr kopiert.«*

So ist die Akquisition von Spendengeldern unter dem Signum der Wohltätigkeit zum harten Geschäft geworden, in dem sich die Organisationen immer findigerer Ideen und Methoden bedienen müssen, um ihre potentielle Klientel noch zu erreichen.

Die Umweltorganisation Greenpeace war die erste, die im Jahr 1983 unkonventionelle und für damalige Verhältnisse zugleich ungewohnt aggressive Wege beschritt: Sie eröffnete das deutsche Zeitalter des »Mailing«, der zielgerichteten Bettelbriefe, die zum (vermeintlich) richtigen Zeitpunkt an die (vermeintlich) richtige Klientel versandt wurden. Heute kommt kaum noch eine Organisation ohne Bittbriefe aus. Das Problem dabei ist auch hier der Nachahmungseffekt: So viele Organisationen, aber auch kommerzielle Unternehmen greifen inzwischen auf Mailing zurück, daß die Zeit der maximalen Wirksamkeit längst verpufft ist. Auch die Hilfswerke haben dies erkannt und rüsten sich für die Zukunft. Eine Vielzahl von ihnen hat inzwischen »Fundraiser« eingestellt, wie die professionellen Spendeneintreiber genannt werden.

Dabei weiß eigentlich keiner genau, wie es um den Spendenmarkt tatsächlich bestellt ist. *»Das Potential ist nicht unbegrenzt zu steigern«*, vermutet Simone Westermann von der Welthungerhilfe, während andere es noch längst nicht ausgeschöpft sehen. Gemeinsam ist Pessimisten wie Optimisten, daß sie bei der weiteren Erschließung des Spendenmarktes dabei sein wollen.

Die entscheidende Zielgruppe ist dabei die jüngere Generation. Weil sie jung und engagiert ist, weil sie nach Inhalten sucht, vor allem aber, weil sie über Geld verfügt. 2,6 Billionen Mark verteilt auf 1,7 Millionen Erbschaftsfälle erwarten Geldexperten bis zum Jahr 2000 in Deutschland.

Fundraising sans frontières

▶ Im Vergleich zu den USA scheint das Spenderpotential in der wirtschaftlich starken Bundesrepublik noch längst nicht ausgereizt. Dort jedenfalls gelingt es den Hilfswerken, viermal höhere Pro-Kopf-Beträge bei den Spendern zu mobilisieren. Deshalb rücken zunehmend auch ausländische Organisationen auf den deutschen Markt vor, wie im März 1995 »Oxfam«, eine Freiwilligenorganisation, die sich in Großbritannien und Irland mit der Betreibung von nahezu 1.000 Dritte-Welt-Läden bestens etabliert hat. Daß seine Organisation vor allem aus finanziellen Motiven nach Deutschland gekommen ist, bekannte der Direktor von »Oxfam«, David Bryer, zum Start seiner Deutschland-Kampagne in Frankfurt natürlich nicht. Zu Protokoll gab er andere Motive. *»Wir würden es begrüßen, wenn sich hierzulande das gleiche Bewußtsein für die Nöte der armen Länder*



Sinkendes Spenderpotential fordert erhöhten Aufwand Foto: U. Hartwig

entwickelte, wie das in vielen anderen Ländern schon heute der Fall ist. Wir sind hier, um daran zu arbeiten.« Wohlfeiles Wortgeklingel, dazu angetan, das eigentliche Ziel eher zu vernebeln. An das Spendenpublikum wird »Oxfam« nicht zuletzt über seine Second Hand-Läden in einigen deutschen Großstädten herantreten, deren Zahl sukzessive erhöht werden soll.

Ein anderer Spendensammler, die französische Organisation »Médécins sans Frontières« (MSF), könnte den bestehenden Organisationen noch mehr Kopfzerbrechen bereiten. Die medizinische Hilfstruppe ließ sich in Deutschland 1993 nieder, zunächst um medizinisches Personal zu rekrutieren. Aber schon ein Jahr später sammelte die Organisation in Deutschland fünf Millionen Mark ein, obwohl sie noch nicht einmal aktiv auf dem Spendenmarkt auftrat.

Der Grund für den unerwarteten Erfolg: MSF hat Logistik und Öffentlichkeitsarbeit perfektioniert wie kaum eine andere Hilfstruppe. Die »Ärzte« sind häufig als eine der ersten Organisationen an den Krisenorten, sie wissen die Medien nahezu perfekt für sich zu instrumentalisieren, und ermuntern ihre Mitarbeiter dazu, sich in der Öffentlichkeit zu artikulieren. Der Vorteil von Organisationen wie MSF: Medizinische Hilfe als Form humanitären Beistands läßt sich medial prächtig vermarkten. Einfacher und überzeugender jedenfalls als die Ausgabe von Ackerwerkzeugen oder Saatgut, was keine spektakulären Bilder abgibt und auch nicht so eindrücklich im Bewußtsein des Spendenpublikums haften bleibt. Ohne eigenes Zutun hatte MSF nach einem guten Jahr Präsenz in Deutschland bereits mehrere tausend Spendernamen in der Kartei. Im Sommer 1995 nahm eine Fundraiserin ihre Arbeit auf, um aus dem guten Namen der Organisation auch gezielt Kapital zu schlagen.

Auch diverse Unterorganisationen der Vereinten Nationen haben den deutschen Markt für sich entdeckt. Unicef ist schon lange aktiv, inzwischen tritt auch eine Stiftung des Flüchtlingswerkes UNHCR in Konkurrenz zu den etablierten Organisationen. Mit einigem Erfolg: Für Ruanda warb sie über zehn Millionen Mark ein.

Nicht alle Methoden, das Spendenaufkommen zu mehren, werden freilich akzeptiert. So hat eine Organisation wie »World Vision«, die vor Jahren aggressiv auf den deutschen Spendenmarkt trat und unter anderem mit großen Porträtbildern weinender und hungernder Kinder um Unterstützung bat, seither ein eher angeschlagenes Image. Ein Grund übrigens auch, weshalb der »Bensheimer Kreis«, ein Zusammenschluß von Nichtregierungsorganisationen, in einem Kodex festgelegt hat, daß Werbemaßnahmen so zu gestalten sind, *»daß sie die Würde des Menschen in Wort und Bild wahren«.*

Bei den Kirchen, die in Deutschland immer noch maßgeblich an der Not- und Katastrophenhilfe beteiligt sind, waren bisher alle Bemühungen, das Fundraising zu intensivieren, »des Teufels«. »Caritas international« etwa, das Katastrophenhilfswerk der Katholischen Kirche, leistet sich nach wie vor den Luxus, auf einen eigenen Fundraiser zu verzichten. Gleichzeitig beobachten die Hilfsorganisationen mit Sorge, daß Umweltstreiter wie Greenpeace, deren ideelle Feldzüge sich materiell bestens auszahlen, bei jüngeren Leuten deutlich höher im Kurs stehen als die traditionellen karitativen Vereinigungen. *»Wenn Greenpeace eine Plattform besetzt, dann ist das einfach sexy, da können wir nicht mithalten«*, klagt ein Mitarbeiter der Caritas.

Ähnlich offensiv wie die Umweltkämpfer wollen sich die Katastrophenhelfer auch künftig nicht gerieren, aber da und dort werden sie ihre Zurückhaltung doch ablegen. Wenig ändern wird sich vorläufig an den Bittbriefen. Zu anderen Marketingtechniken ist das Meinungsbild jedoch eher heterogen.

Fast neidisch blicken deutsche Organisationen nach Großbritannien, wo mittlerweile jährlich fünf Milliarden Mark testamentarisch gespendet werden. Auch der World Wildlife Fund (WWF) bietet Sympathisanten inzwischen ein ganzes Bündel von Möglichkeiten an, sich durch Spenden »verewigen« zu lassen, darunter Stiftungen, Gebäude oder Naturschutzgebiete, die nach den Erben benannt werden können. Noch sind die Spendeneintreiber im Bereich Erbschaften höchst zurückhaltend. Die Erklärung von Christoph Müllerleile, ehemals Fundraiser beim WWF: *»Weil sich keiner Erbschleicher schimpfen lassen will.«* Sabine Preker von »Help« sagt: *»Wir müssen alles vermeiden, was nach Leichenfledderei aussieht.«* Aber auf lange Sicht hin werden auch diese Organisationen aufgrund der finanziellen Nöte und der Konkurrenz ihre Zurückhaltung aufgeben. Daß es funktioniert, machen Organisationen wie etwa der Hermann-Gmeiner-Fonds, der Unterstützerverein der SOS-Kinderdörfer, vor. Rund 10 Prozent seiner Einnahmen setzen sich mittlerweile aus Erbschaften zusammen.

► **Horand Knaup** ist Autor des Buches »Hilfe, die Helfer kommen« (Beck'sche Reihe) und Bonner Korrespondent der Badischen Zeitung.



Götzendämmerung

Das Ende der Ära charismatischer Politiker im Süden

Foto: E. Weber

von **Holger Henke**

Die 60er und 70er Jahre waren die Ära von Politikern, Sportlern oder Künstlern mit Charisma. Es war auch die Zeit, in der Politiker der Dritten Welt wie Salvadore Allende oder Julius Nyerere größte Popularität genossen und große Entwürfe für Befreiung und Entwicklung entfalten konnten. Das Beispiel des zweimaligen Premierministers von Jamaika, Michael Manley, zeigt, wie sich die Zeiten geändert haben.

▶ Vor einigen Wochen starben mit Jamaikas Michael Manley und Guyanas Cheddi Jagan zwei namhafte Politiker der sogenannten Dritten Welt. Ihr Tod steht stellvertretend für das Ende einer ganzen Ära charismatischer Politiker im Süden. Beide sind als Vertreter eines Politikertypus der sich entwickeln wollenden Welt anzusehen, der in den 50er, 60er und vor allem 70er Jahren Konjunktur hatte. Jagan und insbesondere Manley sind historisch in eine Reihe zu stellen mit den Namen so unterschiedlicher populärer und populistischer Führungspersönlichkeiten wie Kenyatta, Nyerere, Mandela, Gandhi und Allende oder Ho Chi Minh, Tito, Nasser, Castro sowie dem argentinischen Militärdiktator Peron – Figuren, deren Ideen und deren Politik deutliche Spuren in »ihren« Ländern und der internationalen Politik hinterlassen haben.

Die mitreißende Formulierung und Vertretung von politischen Visionen und Plänen, die klassenübergreifend Massen zu mobilisieren vermochten, gehörte zu den spezifischen Charakteristika des charismatisch auftretenden, nationalistisch orientierten und populistisch agitierenden Politikertyps in der Dritten Welt der 60er und 70er Jahre. So gelang es z.B. Nasser oder Nyerere vor allem, die politischen Hoffnungen der Menschen in progressive, oftmals revolutionäre Umwälzungen zu kanalisieren. In einigen Fällen war der charismatische, von Massen vergötterte Politikertypus in der Lage, eine auf seine Person fixierte, bisweilen nur formal legitimierte, langjährige oder quasi-dynastische (z.B. Gandhi-Nehru-Gandhi-Gandhi) Herrschaft aufzubauen.

Voraussetzung für solche Popularität und die Entfaltung von Charisma waren die Zeitumstände. Während der 60er und 70er Jahre herrschte in den Ländern der Dritten Welt eine Aufbruchstimmung, die sich in den wirtschaftlichen und politischen Erwartungen der Bevölkerungen der ehemaligen Kolonien und ihrer Führungseliten widerspiegelte. Nach der Erlangung der Unabhängigkeit galt es auch, die eigene Stimme international hörbar zu machen. Die Vereinten Nationen erlebten einen immensen Schub an Initiativen, Konferenzen und Resolutionen, in denen die Dritte Welt Vorstellungen von einer Neugestaltung der internationalen Beziehungen und Warentauschverhältnisse Ausdruck verlieh. In rascher Folge wurden neue, entwicklungspolitisch orientierte Organisationen wie etwa die Blockfreienbewegung (1961), die Gruppe der 77 (1964), UNCTAD (1964), UNDP (1965) ins Leben gerufen, die sich in den folgenden Jahren als formidable Plattformen für große Reden und noch größere Pläne erwiesen.

Der (oft naive) politische Optimismus, der diesen diversen Initiativen zugrunde lag, ist heute kaum noch nachvollziehbar. Die damals ins Leben gerufenen Initiativen sind von einem ungebrochenen Fortschrittsglauben geprägt. Der Ost-West-Konflikt bestimmte die politischen Spielräume und ihre Grenzen – brachte aber auch mancherlei Freiräume zwischen den Mächten mit sich. Die Industrienationen, noch weitgehend unbeschwert von eigenen Krisen und mit dem Ringen um Ressourcen, Märkte und Einflußzonen beschäftigt, standen den Forderungen aus dem Süden nicht immer ablehnend gegenüber. Dieses (welt)politische Klima war dem charismatischen Politikertypus wesentlich förderlicher als der knauserige Zeitgeist der 80er und 90er Jahre.

Person und politisches Lebenswerk des jamaikanischen Regierungschefs Michael Manley können als ein Miniaturbeispiel dieser Entwicklungen gelten. Als er 1972 sein Amt als Premierminister antrat, hatten sich die wirtschaftlichen und sozialen Umstände der schwarzen Mehrheit in Jamaika seit den Tagen der Sklaverei nur marginal gebessert. Wie auch heute noch gehörten die Löwenanteile der Wirtschaft einer schmalen Oberschicht von Nachfahren weißer, arabischer, jüdischer und chinesischer Einwanderer. Die schwarze Bevölkerung war infolge ungleicher Chancen im Erziehungssystem und einer allgemein schwachen wirtschaftlichen und politischen Ausgangsposition weitgehend zu ungelernter Arbeit und Handlangertätigkeiten relegiert. Noch vor dreißig Jahren war es unvorstellbar, in einer jamaikanischen Bank von einem schwarzen Bankangestellten bedient zu werden. Es war Manleys Vision, nach dem Kampf seines Vaters für die politische Unabhängigkeit (1962) das Land in eine Epoche wirtschaftlicher Unabhängigkeit und größerer Chancengleichheit zu führen.

Manley macht mobil

► Manleys gelang es, als »weißem« Politiker in einem »schwarzen« Land die Mehrheit der Bevölkerung und die Wirtschaft hinter seiner Vision eines sozial gerechteren Jamaika zu vereinen und – zumindest kurzfristig – in einer gesellschaftlichen Bewegung zu mobilisieren. Mit großer Zustimmung aus allen Schichten zum Premier gewählt, konnte er in schneller Folge eine Reihe neuer Sozialgesetze und Programme erlassen. Gleiche Bezahlung für Frauen, Alphabetisierungsprogramme, freie Erziehung bis in die Universität, Schwangerschaftsurlaub, Familiengerichte, die Gründung der Arbeiterbank und ein Land-Leasingprogramm sind nur einige wenige, jedoch signifikante Beispiele für Manleys progressive Sozialgesetzgebung.

Die Durchsetzung solch umfassender Reformmaßnahmen gelang in Jamaika wie in vielen Staaten des Südens u.a. auf der Grundlage – eines sich nicht zuletzt in der Popularität und dem Charisma einzelner politischer Führer widerspiegelnden – gesellschaftlichen Konsens. Diese breite Zustimmung ermöglichte es den politischen Eliten zwar oftmals, Widersprüche zu ignorieren oder zu unterdrücken – im Laufe der Jahre diente vielen der vermeintliche Konsens nur noch als Machtlegitimation –, er bildete aber auch die Grundlage, zumindest partiell postkoloniale Unterdrückungs- und Ausbeutungsstrukturen abzuschütteln oder sozialpolitisch abzudämpfen.

Außenpolitisch wurden Manley und Jamaika zu einem Wortführer in Foren wie der UNO, der Gruppe der 77 oder der Blockfreienbewegung. Neben spezifisch jamaikanischen Anliegen, wie z.B. die Bekämpfung der Apartheid in Südafrika, profilierte der kleine Karibikstaat sich unter Michael Manley vor allem als der Champion einer neuen Weltwirtschaftsordnung. Jamaika setzte selbst ein Beispiel, als es 1974 in seinem berühmt gewordenen Bauxite-Levy-Gesetz kurzerhand die Besteuerung der Schürfaktivitäten multinationaler Bauxitkonzerne in Jamaika erhöhte und damit die Einkünfte aus dem Abbau immens steigern konnte.

Teils infolge der Ölkrise, teils durch die eigene Wirtschaftspolitik ging es seit etwa Mitte der 70er Jahre bergab und Jamaika geriet in die Schuldenspirale. Gewarnt durch die Erfahrungen anderer Drittweltländer, tat sich die Regierung in der Folge schwer, die Einflußnahme des IWF hinzunehmen, auf den Jamaika nun zunehmend angewiesen war. So standen die letzten zwei bis drei Jahre der Manley-Regierung unter dem Zeichen eines innenpolitischen Kryptosozialismus mit parteiinternen Ideologiedebatten, der Wirtschaftskrise und den Verhandlungen mit dem IWF, einer aktiven blockfreien Außenpolitik, die sich allerdings gegen Ende der 70er Jahre immer mehr als Fehlschlag zu entpuppen begann, sowie einer steten Hinwendung zu Kuba. Manleys erste Regierungperiode endete mit den chaotischen Wahlen im Jahr 1980, die über 600 Menschen das Leben kosteten.

Die neuen Politiker im Süden heißen Alberto Fujimori oder Yoweri Museweni

Michael Manleys zweite Regierung (1989-91) stand unter einem anderen Stern. Jamaikas Verschuldung hatte sich in den 80er Jahren vervielfacht. IWF, die Weltbank und andere internationale Geber verlangten nun tiefgreifende Veränderungen in der Wirtschaftsstruktur des Landes, die keinen Spielraum mehr für eine kreative Gestaltung der Sozialpolitik und eine aktive staatliche Industrialisierungsstrategie erlaubten. Manley verfolgte in seiner zweiten Amtsperiode dieselbe Struktur(anpassungs)politik wie sein konservativer Vorgänger Edward Seaga, dessen Politik der Hinwendung zu den USA, dem IWF und der Weltbank das Land zwar einigermaßen »funktionsfähig« gemacht, jedoch nicht zu den gewünschten Erfolgen geführt hatte.

Die Globalisierung nimmt Räume

► Insgesamt brachten die 80er Jahre Veränderungen der globalen Rahmenbedingungen, welche in ihrer Summe die Möglichkeit charismatischer Führung in der Dritten Welt drastisch reduzierten. Nachdem konservative Regierungen wie die Reagan-Administration in den USA oder die Thatcher-Regierung in Großbritannien zu dominieren begannen, brach eine Periode des generellen Rückzuges des Staates aus der Wirtschaftsplanung oder -lenkung an. Auf internationaler Ebene drängt der Neoliberalismus seitdem unter anderem auf eine Abschaffung aller Handelsbarrieren und Subventionen (vor allem auf den Märkten in der Dritten Welt) sowie von Investitions- und Profitrückführungsbeschränkungen. Die Einrichtung der WTO zeugt davon, wie Handelsbeziehungen immer weniger zwischen Staaten verhandelbar sind, sondern vielmehr in ein institutionalisiertes Regime international verbindlicher Abkommen münden. Eingebunden in internationale Abkommen und »selbstverpflichtet« in ein rigides Korsett struktureller Anpassungsprogramme zur Überbrückung ihrer finanziellen Notlagen, bleiben vielen Regierungen des Südens – sofern sie dies wollten – immer weniger Handlungsoptionen etwa in Richtung eigenständiger sozial- und strukturpolitischer Maßnahmen. Auch den internationalen Solidarinstitutionen der Vergangenheit wird heute meist nur noch ein nostalgischer Wert zugesprochen. Argentiniens Austritt aus der Blockfreienbewegung bestätigt diese Entwicklung.

Zudem haben die im Zuge von Globalisierung und technischer Entwicklung entstandenen Möglichkeiten breitgestreuter Versorgung mit Informationen, und vor allem die Mobilität des internationalen Kapitals dazu beigetragen, daß der einzelne Nationalstaat – Basis populistischer Herrschaft – heute kaum noch politisch und wirtschaftlich eigene Wege gehen kann. Der Antrieb industrieller Dynamik verlagert sich von der staatlichen auf die betriebliche Ebene und auch die zivilgesellschaftlichen Erwartungen knüpfen sich eher an die vom Neoliberalismus propagierte »quick-dollar«-Mentalität des Kapitalismus nordamerikanischer Prägung als an staatlich verordnete Entwicklungsprogramme.

Die Ära der Manleys, Jagans und Nyereres ist also – zumindest vorläufig – vorbei. Der gefragte neue Politikertypus ist ein pragmatisch ausgerichteter, in Harvard oder Yale ausgebildeter Technokrat der kleinen Schritte, der, leicht autoritär handelnd und in Hinterzimmern verhandelnd, die Wirtschaft »seines« Landes zielstrebig und umfassend in die Weltwirtschaft zu integrieren sucht. Eine ihren Namen verdienende Sozial- oder Umverteilungspolitik sind ihm ebenso Fremdworte wie das in den 70er Jahren populäre entwicklungspolitische Leitmotiv »Development is about people.« Die neue Spezies der Politiker in der Dritten Welt hört auf die Namen Lee Kuan Yew (Singapur), Alberto Fujimori (Peru), Yoweri Museweni (Uganda)... Die letzten politisch aktiven charismatischen Führungspersönlichkeiten der Dritten Welt, wie Nelson Mandela und Fidel Castro, sind da wohl nicht mehr als »Auslaufmodelle«.

► **Holger Henke** ist Politikwissenschaftler und lebt in New York. Er arbeitete mehrere Jahre an der University of the Westindies in Jamaika, wo demnächst ein Buch von ihm zur Außenpolitik Jamaikas erscheinen wird.

Kein Kommunismus, nirgends?

Tendenzen nationaler Befreiung im Postfordismus

von **gruppe demontage**

Ein Fehler internationalistischer Politik ist nach wie vor die Fixierung auf nationale Befreiung – glaubt die Hamburger *gruppe demontage*. Trotzdem begibt sie sich im folgenden Beitrag auf die Suche nach dem emanzipativen Gehalt von Befreiungsbewegungen wie der PKK, der IRA und der EZLN.

► PKK, IRA, EZLN – auch im Zeitalter des Postfordismus kämpfen Bewegungen und Organisationen im nationalen Rahmen. Dabei haben wir es mit einer Reihe von Befreiungsnationalismen, also verschiedenen Tendenzen oder Ausprägungen von Befreiungsnationalismus, zu tun. Dies bedeutet nicht, daß zwischen den einzelnen *Befreiungsnationalismen* keine Gemeinsamkeiten bestünden. Im Folgenden sollen zunächst stichwortartig die grundlegenden Elemente von und Fallstricke für national ausgerichtete Bewegungen aufgezeigt werden. In einem zweiten Schritt wollen wir verschiedene vorherrschende Tendenzen von Befreiungsbewegungen anhand je eines Beispiels darstellen.

Zunächst die Gemeinsamkeiten: Nationale Befreiungsbewegungen zielen erstens auf die Herausbildung von Nationalstaaten. Zweitens reproduzieren nationale Befreiungsbewegungen den Mythos nationaler Unabhängigkeit. Im heutigen Postfordismus dagegen entsteht ein internationales Akkumulationsregime. Ein globalisiertes Finanzkapital und zunehmend globale Produktionsprozesse machen die unabhängige ökonomische Entwicklung eines Nationalstaates unmöglich. Für Staaten der Peripherie war es wegen der imperialistischen Dominanz auch im Fordismus nahezu unmöglich, eine eigenständige nationale Ökonomie aufzubauen. Viele versuchten jedoch, die Industrialisierung der Sowjetunion nachzuahmen und orientierten sich ökonomisch am RGW.

Nationale Ideologien von Befreiungsbewegungen sollen drittens die Bevölkerung im Kampf gegen die (neo)kolonialen MachthaberInnen politisch homogenisieren. Um dieses Ziel zu erreichen, wird regelmäßig die Befreiung von patriarchaler oder kapitalistischer Ausbeutung zurückgestellt. Bevölkerungsgruppen, die sich nicht ins nationale Kollektiv einordnen wollen, gelten als VerräterInnen.

Militante Kampfformen werden viertens von der hiesigen Linken häufig mit einer radikalen politischen Zielsetzung gleichgesetzt. Die Radikalität einer Bewegung bemißt sich jedoch ausschließlich nach deren inhaltlicher Zielsetzung. Nationale Befreiungsbewegungen praktizieren oft nicht mehr als einen bewaffneten Reformismus. Wenn die politische Entwicklung, gemessen an den selbst gesteckten Zielen nationaler Befreiungsbewegungen, optimal verläuft, wird ein brutales diktatorisches Regime von einem sozialdemokratischen abgelöst. Oft wird jedoch nicht mehr als ein Elitenverband durch den nächsten ausgetauscht.

Fünftens stellen militärisch operierende Befreiungsbewegungen mit ihrem Gewaltapparat nicht nur die Keimzelle des zukünftigen Staates dar, sie sind auch immer selbst politisch durch eine Militarisierung gefährdet. Nach dem traditionellen Guerrilla-Konzept soll die Staatsmacht erobert werden. Um die Chance zu haben, einer Verstaatlichung und Militarisierung zu entgehen, müssen Befreiungsbewegungen darauf zielen, autoritäre Regime zu zerstören, und nicht, sie zu erobern.

Schließlich kann in »linken« nationalen Befreiungsbewegungen eine von drei politischen Tendenzen vorherrschend sein: eine sozialistische, eine republikanische oder eine völkische. Hierbei sind die drei genannten Kategorien nicht als statische Ausrichtungen zu betrachten. Sie sind vielmehr als idealtypisches Modell zu verstehen, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede nationaler Befreiungsbewegungen benennen zu können, die sich mit sozialistischem Anspruch im Widerspruch zwischen Nation und Emanzipation bewegen (müssen).

Bewegungslehre

► Das völkische Modell kann charakterisiert werden durch einen ethnischen Homogenisierungsprozeß, dessen Ziel es ist, eine Bevölkerungsgruppe als *Volk* zu konstruieren, dem bestimmte Rechte zustehen und dem diese Rechte von einem Zentralstaat oder einer Dominanzgesellschaft vorenthalten werden. Der emanzipative Gehalt *völkischer* Ansätze tendiert gegen Null, da durch eine ethnische Selbsthomogenisierung soziale und patriarchale Widersprüche zugedeckt werden. Ziel ist ein eigener bürgerlicher Nationalstaat, der die soziale und patriarchale Ungleichheit repressiv festigt und nicht zu deren Überwindung beiträgt. Als Beispiel für ein tendenziell völkisches Modell bietet sich die PKK an.

Der republikanische Typus zeichnet sich dadurch aus, daß er bürgerliche formelle Gleichheit in einer Republik durchsetzen möchte. Beispiel für diesen Typus ist die republikanische Bewegung in Nordirland. Sie ist in einem wesentlich geringeren Maß ethnisiert als »völkische« Bewegungen. Folglich ist auch die Zugehörigkeit zur republikanischen Bewegung, angelehnt an die Ideale der Französischen Revolution, eher territorial definiert.

Das sozialistische Modell kann charakterisiert werden durch ein antikapitalistisches, zumeist auch antikoloniales Projekt, das sich mehr aus pragmatischen Gründen auf einen nationalstaatlichen Rahmen oder ein begrenztes Territorium bezieht. Hier geht es im Unterschied zu republikanischen Ansätzen nicht um die Erkämpfung bürgerlicher formeller Gleichheit, sondern um die Durchsetzung von materieller Gleichheit. Sozialistische Ansätzen sind, in all ihrer Widersprüchlichkeit, bei der EZLN in Mexico zu finden. Ihr Befreiungskonzept weist allerdings nicht über den nationalen Rahmen hinaus.

»Die patriotische Pflicht, für die Nation zu kämpfen«

► Die Assimilationspolitik des türkischen Staates ist der Hintergrund, vor dem die Konstruktion einer kurdischen Identität zu sehen ist, die jenseits sozialer Kategorien auf die Schaffung einer nationalen Volksidentität abzielt. »*In einem Teil* (des Manifests der PKK, d. Verf.) *über kurdische Widerstandstraditionen werden der 'kurdische Mensch' und das 'kurdische Volk' als unhinterfragbare Setzungen und quasi überhistorische Einheiten betrachtet*«, schreibt Udo Wolter in den blätter des iz3w (Nr. 209). Diese Setzungen sind gleichzeitig die Grundlage für weitere ideologische Ableitungen. Dabei sind für uns zwei Aspekte von besonderem Interesse, die wir kurz anreißen möchten. Der erste Aspekt ist eine Diskursverschiebung weg von sozialistischen hin zu nationalistischen Anteilen. Der von Öcalan gespannte ideologische Bogen vom *»Recht des Patriotismus«* über *»Ehre und Stolz«* hin zur patriotischen *»Pflicht, die Heimat zu verteidigen«*, ist von der internationalistischen Linken in Deutschland hinreichend kritisiert worden.


Ce n'est pas une pipe Foto: guillotina

Rauswurf der Briten besteht. Bei sozialpolitischen Fragen dagegen herrschen zum Teil erhebliche Differenzen. Die republikanische Bewegung sieht eine Annährung von protestantischen und katholischen ArbeiterInnen erst dann als möglich an, wenn der koloniale Status überwunden ist. Skepsis ist hier angebracht hinsichtlich der Frage, ob »Phase II« noch stattfinden wird und welcher Spielraum dafür da ist, sollte »Phase I« irgendwann einmal abgeschlossen sein.

War innerhalb der kurdischen Befreiungsbewegung der Keim des Nationalstaats schon deutlich sichtbar angelegt, so gilt dies in Nordirland für die IRA/Sinn Féin in noch größerem Maße. Die IRA setzt dem britischen Staat nicht nur Strukturen entgegen, die in ihrer Tendenz staatlich sind, sondern definiert sich laut ihrer Verfassung als in den Untergrund gedrängte Exekutive des einzigen 1919, in ganz Irland gewählten Parlaments. Sie ist gewissermaßen der gesamtirische Staat im Wartestand, der um sein nationales Selbstbestimmungsrecht kämpft.

Wenngleich es sich also auch in Nordirland nicht um ein sozialistisches oder kommunistisches, sondern um ein bürgerliches Befreiungsprojekt handelt, so ist die republikanische Bewegung auch gekennzeichnet von einer Vielzahl linker Initiativen, die sich nicht allein dem Ziel der »nationalen Befreiung« unterordnen. Diese Basisinitiativen zeichnen sich aus durch eine politisierte Alltagskultur, die die Grundlage für eine pluralistische Diskussionskultur bildet. Inwieweit diese fortschrittlichen Positionen und eine fortschrittliche Praxis in einen gesamtirischen Staat einfließen würden, bleibt offen. Die Veränderungen durch die postfordistische Umstrukturierung bleiben nicht ohne Wirkung. In ihrer Wirtschaftspolitik setzt sich Sinn Féin sowohl für die Förderung alternativer und kommunaler Projekte als auch für die Ansiedelung von multinationalen Konzernen ein.

Diese Diskursverschiebung geht einher mit einer Entwicklung, in der ein zunehmend breiteres Spektrum der kurdischen Gesellschaft in den Befreiungskampf einbezogen werden soll. »*Rückgriffe auf Traditionen gibt es da, wo es dem Ziel des Nationalstaats dienlich ist. Selbst Großgrundbesitzer sind 'fortschrittlich', wenn sie die nationalstaatlichen Ziele unterstützen.*« (Erklärung der Roten Zora, in: SoZ Magazin, Nr. 14/15, Sommer 1996)

Der zweite bemerkenswerte Aspekt in der Rhetorik der PKK ist der Rückgriff auf die Kategorie der »*heimatlichen Scholle*« (Aufsatz von Öcalan aus dem Kurdistan Report März 1994). »*Ein Verständnis der Menschheit, das sich nicht auf Patriotismus stützt, ist Kosmopolitismus. Es ist ohne Resultat und Hoffnung. Das bedeutet, mit den Menschen auf eine gefährliche Art zu spielen*«, schreibt Öcalan. Dieser Rückgriff auf patriotische Rhetorik trägt in der gewählten Form den Kern antisemitischer Argumentation bereits in sich. Die Ideologie von Juden als Prototyp der heimatlosen Kosmopoliten ist die Konsequenz einer patriotischen und nationalistischen Rhetorik.

»Erst die Wiedervereinigung, dann die sozialen Fragen«

► Historisch wurden die KatholikInnen in Irland während des Industrialisierungsprozesses als kapitalistische »Klasse« konstituiert, wie sie es in vorkapitalistischer Form auch schon vor Beginn der Industrialisierung waren. Anders als etwa in Kurdistan oder im Baskenland fand in wesentlich geringerem Maße eine ethnische Selbst- oder Fremdzuschreibung statt. Während eine als »Volk« konstruierte Gruppe sich als homogenes Ganzes darstellt, sind die Klassenwidersprüche in Nordirland politisch stets offenkundig. Die republikanische Bewegung definiert sich als Bündnis, dessen Konsens im

»Der Machtapparat soll nicht erobert, sondern zerschlagen werden«

► Chiapas ist eine der ärmsten Regionen Mexikos mit einem hohen Anteil indigener und (landloser) kleinbäuerlicher Bevölkerung. Diese hat von der neoliberalen Politik der mexikanischen Regierung eine Verschlechterung ihrer Lebensqualität zu erwarten. Der bewaffnete Aufstand am Tag des Inkrafttreten der NAFTA-Verträge ist gleichzeitig Ausdruck von Programm und Politik der EZLN.

Von ihrer Programmatik her lehnt die EZLN die Machteroberung ab. Vielmehr soll auf lokaler Ebene der Raum erkämpft werden für radikale Veränderungen materieller wie sozialer Art. So versucht die EZLN, einen Rahmen für Landbesetzungen von landlosen Kleinbauern und indigener Bevölkerung zu schaffen und zu garantieren. Im Unterschied zur PKK bedient sie sich hierbei keiner völkischen Rhetorik, die eine Ethnie oder Kultur

mit einer festgelegten Tradition in den Mittelpunkt stellt, sondern verfolgt vielmehr basis-demokratische Ansätze. Dies wird z. B. deutlich in den »Frauengesetzen« und den Forderungen indigener Frauen nach Zugang zu politischen Bereichen, die gegen »indigene Traditionen« gerichtet sind.

Dennoch bezieht sich die EZLN auf den nationalstaatlichen mexikanischen Rahmen. So erklärte Subcomandante Marcos: *»Das neoliberale Projekt verlangt diese Internationalisierung der Geschichte, es verlangt eine Auslöschung der nationalen Geschichte, es verlangt die Auslöschung kultureller Grenzen (...) Daher muß ein revolutionärer Prozeß ansetzen bei der Wiedererlangung des Konzeptes der Nation und des Vaterlandes.«* Wenngleich diese patriotisch-nationalistische Rhetorik als solche kritisiert werden muß, zielt sie im republikanischen Sinn auf die Erlangung formeller Bürgerrechte ab. Sie richtet sich damit gegen die rassistische Diskriminierung und Entrechtung indigener Bevölkerung.

Auf die Anforderungen des Postfordismus reagiert die EZLN widersprüchlich. Aus ihrer Ablehnung eines etatistischen Revolutionsmodells folgt gegenwärtig eine Orientierung auf »Zivilgesellschaft«. Während die EZLN in frühen Texten (1992) noch von einer »kapitalistischen Ausplünderung« von Chiapas spricht, richtet sie sich heute gegen »Neoliberalismus«.

Drei emanzipatorische Stränge sehen wir in der Politik der EZLN. Der erste besteht, wie oben schon angeführt, im Aufgreifen der Frage der Landverteilung und wird praktisch sichtbar in der konkreten Unterstützung von Landbesetzungen, um für die landlose und kleinbäuerliche Bevölkerung eine materielle Verbesserung ihrer Existenzgrundlage zu erreichen. Untrennbar verbunden mit den sozialen sind die antirassistischen Forderungen nach einem Ende der Diskriminierung, einer Anerkennung der Sprachen. Der zweite Strang ist, daß sich die EZLN eingesteht, daß der »machismo« einer der grundlegenden Widersprüche ihrer Organisation ist. Drittens richtet sich der militärische Kampf der EZLN nicht auf eine Eroberung, sondern auf eine Zerstörung von Herrschaftsstrukturen. Einer Verstaatlichung der Befreiungsbewegung wird so entgegengewirkt.

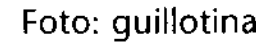
Bedingungen einer strategischen Defensive

► Historische und kulturelle Unterschiede sowie sprachliche Grenzen legen nationale Kampfformen nahe, solange diese nicht unmittelbar durch einen weltweiten Organisationsansatz aufgehoben werden können. Der Kommunismus kann jedoch nur in einem weltweiten Rahmen durchgesetzt werden. Nur dann läßt sich z.B. die staatliche Verfaßtheit von Gesellschaften aufheben. Ohne eine kommunistische Internationale ist es jedoch nahezu unmöglich, Gegenmacht aufzubauen. Wenn eine nationale Befreiungsbewegung den Sieg errungen hat, steht sie vor dem Problem, das revolutionäre Projekt gegen imperialistische Interventionen verteidigen zu müssen. Dazu bedarf es einer Armee, welche die Revolution im Inneren und die Grenzen nach außen sichert. Ein solcher Gewaltapparat muß in den meisten Fällen durch eine zentralisierte Kriegsökonomie am Leben gehalten werden. Dies verhindert sowohl eine Auflösung des Staates, als auch eine freie Assoziation der ProduzentInnen. Das Beispiel Kuba zeigt, daß der kapitalistische Weltmarkt eine Abschottung von diesem längerfristig genauso unmöglich macht wie eine partielle und kontrollierte Integration.

Unter diesen Bedingungen einer strategischen Defensive kommt es für kommunistische Bewegungen darauf an, soviel wie möglich von einer kommunistischen Vergesellschaftung vorwegzunehmen. Nach innen und in Bezug auf andere Befreiungsprojekte muß von linken Bewegungen alles, was möglich ist, unternommen werden, um staatliche und nationale Formen zu überwinden. Nur in einem antinationalen weltweiten Bezug kann heute eine revolutionäre Perspektive liegen. Um dem Ziel einer freien Assoziation näher kommen zu können, kann kein Ausbeutungs- oder Unterdrückungsverhältnis zur Nebensache erklärt, noch der Kampf mit nationalistischen oder patriarchalen Mitteln geführt werden. Entweder die Leute können ohne patriarchalen, kleinbürgerlichen oder nationalistischen Kitt für eine kommunistische Gesellschaft mobilisiert werden, oder sie ordnen sich einem anderen politischen Projekt zu. Uns interessiert deshalb die Frage, welche Handlungsspielräume kommunistische Befreiungsbewegungen haben, die in einem nationalen Rahmen gegen das imperialistische Kartell agieren müssen, ohne ihre konkrete kommunistische Praxis aufzugeben und wie sich die wenigen kommunistischen bzw. sozialistischen Bewegungen an der Macht oder im Untergrund gegenseitig unterstützen können.

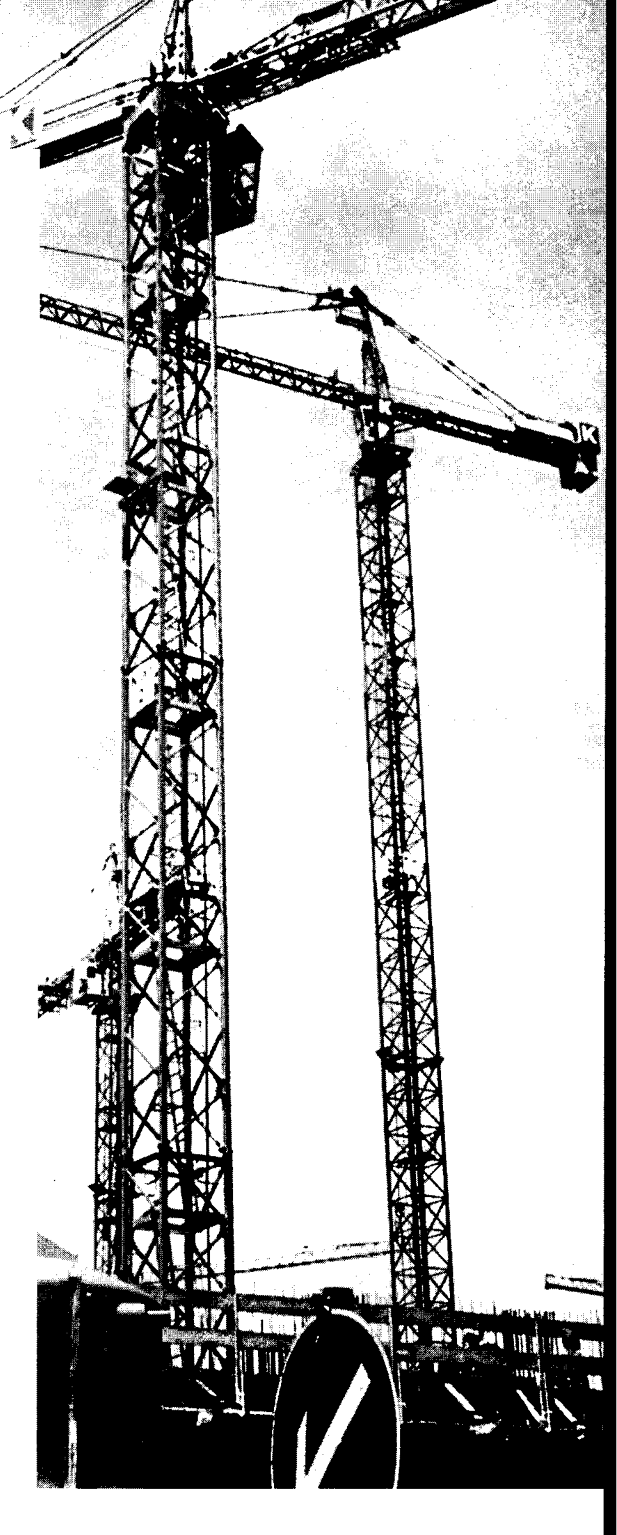
Das führt zu der Frage, wie internationale Solidaritätsarbeit aussehen soll? Der Versuch, die Hierarchie einer einseitig helfenden Solidarität zugunsten eines wechselseitigen Austausches hinter uns zu lassen, stößt an die Grenzen der materiellen Ungleichheit zwischen den Metropolen und dem Trikont. Es kommt jedoch immer wieder darauf an, grenzüberschreitende Solidarität nicht als karitative Aktion, sondern als revolutionäre Tendenz zu entwickeln.

► *Der Artikel ist eine gekürzte Form zweier längerer Einzelbeiträge. Sie können gegen DM 6,– in Briefmarken bezogen werden bei 'gruppe demontage', Postfach 306 132, 20327 Hamburg.*





Staatsapparat im Wartestand oder revolutionäre Kraft? Foto: guillotina



Europa der Ellbogen

Neue ökonomische und politische Trends in den Regionen

von **Geert Naber**

Die ökonomische Globalisierung könnte den Schluß nahelegen, daß wirtschaftliche Prozesse mittlerweile hypermobil ablaufen und sich ein vollends entterritorialisierter Kapitalismus herausgebildet hat. Offensichtlich ist diese Einschätzung unzutreffend, da gleichzeitig ein wachsendes Interesse am »Regionalen« und »Lokalen« zu verzeichnen ist. Nach Beiträgen über die Regionalisierung im allgemeinen, in Südostasien und Afrika wenden wir uns nun dem Schlagwort vom »Europa der Regionen« zu und diskutieren die Chancen einer alternativen Regionalentwicklung.

► Das Interesse am Regionalen und Lokalen läßt sich gerade anhand der politischen Linken gut beobachten. Hier ist oft von einem »Bedeutungszuwachs der Regionen« die Rede. An diese Annahme knüpfen sich weitreichende Hoffnungen: Es wird erwartet, daß sich die Handlungsspielräume subnationaler Politikebenen vergrößern und daß es hierdurch zu verbesserten Durchsetzungschancen sozial und ökologisch orientierter Regionalpolitik kommt.

Eine wichtige Rolle bei der (Wieder-) Entdeckung des Regionalen spielen Hinweise auf Dezentralisierungspotentiale moderner Produktionskonzepte sowie auf die Leistungsfähigkeit regionaler Industriedistrikte und auf neue, an der Stimulierung endogener Potentiale ansetzende Konzepte der Regionalförderung. Ob diese Faktoren tatsächlich eine Aufwertung der Regionen hervorrufen, ist allerdings, wie im folgenden gezeigt werden soll, sehr zweifelhaft.

Angesichts der tiefgreifenden Restrukturierungen internationaler Arbeitsteilung versuchen viele Großunternehmen, ihre Produktionsabläufe zu flexibilisieren. Zu den Kernstücken dieser Strategie gehören die »Verschlankung« innerbetrieblicher Hierarchien und die organisationsstrukturelle Desintegration, also die Aufspaltung der Konzerne in dezentrale, mehr oder weniger selbständige »business units«. Um besser auf rasch wandelnde Marktlagen reagieren zu können, sind die Unternehmen überdies bestrebt, ihre Fertigungstiefe[1] zu verringern und sich auf die Kernbereiche zu konzentrieren. Dies erklärt, warum die systematische Nutzung zwischenbetrieblicher Arbeitsteilung und Kooperation an Gewicht gewinnt und zu einer wichtigen Wertschöpfungsquelle avanciert.

Der hohe Stellenwert zwischenbetrieblicher Verflechtungen in den neuen Produktionskonzepten hat mitunter erhebliche Veränderungen regionalökonomischer Gegebenheiten zur Folge. Um effiziente und schnelle Transaktionen zwischen den einzelnen Produktionsstätten zu ermöglichen, erweist sich räumliche Nähe oftmals als vorteilhaft. Regionale Ballungen funktional unterschiedlicher und formell selbständiger Unternehmen bilden den Ausgangspunkt für territorial integrierte, netzwerkartige Produktionssysteme. Ihnen wird, wie die Lektüre aktueller Managementliteratur offenbart, eine größere Innovations- und Anpassungsfähigkeit attestiert als den Großunternehmen »fordistischen Typs«, die den Herstellungsprozeß der von ihnen angebotenen Waren weitgehend intern organisieren.

Schlank und dezentral in die Zukunft

► In der regionalwissenschaftlichen Diskussion ist die Auffassung zu finden, daß die Dezentralisierung der Produktionsprozesse großer Unternehmen einer sogenannten Rückkehr der Ökonomie in die Region den Weg ebne. Aufgrund der Flexibilität der territorial integrierten Produktionssysteme könne mit geringem Rohstoffverbrauch eine breite Produktpalette erzeugt werden. Dies ermögliche ein Mehr an regionaler Eigenständigkeit: »Einzelne Regionen können damit zunehmend selbstversorgend werden. Damit bietet sich im Prinzip die Chance zu einer regionalen Reintegration von Produktion und Konsum an. Die Wirtschaftskreisläufe, die immer internationaler und unübersichtlicher geworden sind, könnten wieder geschlossen werden und sich stärker auf die Region selbst beziehen.«[2]

Diese optimistische Sichtweise neigt zur Überschätzung der Dezentralisierungspotentiale. Viele Großunternehmen verfolgen eine Doppelstrategie. Einerseits entscheiden sie sich, wie schon erwähnt, zwecks höherer Flexibilität verstärkt für »buy« statt für »make«, kaufen somit zunehmend Produkte und Dienste formell selbständiger Unternehmen. Andererseits zielen sie darauf ab, die betriebsübergreifende Wertschöpfungskette gestützt auf moderne Kommunikationstechnologien einer effektiven Kontrolle zu unterwerfen. Infolgedessen weisen viele regionale Produktionssysteme (zum Beispiel die just-in-time-Produktion[3] im Bereich der Automobilindustrie) krass hierarchisierte Verflechtungen auf: Klein- und Mittelbetriebe befinden sich in starker Abhängigkeit von global operierenden Unternehmen, die aufgrund hoher geographischer Mobilität regionsspezifische Strukturen gezielt nutzen können und ihre Niederlassungen entsprechend ihrer Standortanforderungen plazieren. Regionalisierung und Internationalisierung bilden also mitnichten gegenläufige Tendenzen. »Sie stellen vielmehr zwei Aspekte eines einheitlichen wirtschaftlichen Trends dar. Die Unternehmen sind zwar fest in den Regionen ver-



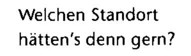
ankert, ihre Strategie zielt jedoch auf den Weltmarkt. Dies gilt auch für die kleinen und mittleren Unternehmen. Für sie werden die Regionen 'zunehmend zum Mutterboden'. Angebunden an den Weltmarkt sind sie jedoch über die hierarchischen Beziehungen zu den multinationalen Konzernen.«[4]

Regional auf den Weltmarkt

► Die Schlüsselstellung transnational operierender Konzerne in vielen Unternehmensnetzwerken versuchen RegionalökonomInnen zu relativieren, indem sie hervorheben, daß gerade die außerordentlich dynamischen regionalen Produktionssysteme stark durch kleine Unternehmen geprägt werden. Als Beispiel fungieren zum einen High-Tech-Komplexe, wie sie etwa im Großraum München, im M4-Korridor[5] oder in der französischen Jura-Region anzutreffen sind. Zum anderen werden handwerklich-kleinindustriell geprägte Wirtschaftsräume erwähnt. Beispielhaft für Netzwerke hochgradig spezialisierter Klein- und Mittelbetriebe in kapitalistischen Kernländern steht insbesondere das »Dritte Italien« (z.B. das Forschungsteam um den Ökonomen Charles Sabel[6]). Hier handelt es sich um Gebiete in Mittel- und Oberitalien, wo traditionsreiche mittelständische Betriebe im Rahmen einer ausgeklügelten Arbeitsteilung vor allem im Anlagenbau sowie der Herstellung von Textilien, Keramik und Schmuck tätig sind. Das »Dritte Italien« gilt als Paradebeispiel für die Innovationsfähigkeit »neuer Industriedistrikte«. Der wesentliche Grund für die ökonomische Stärke mittel- und oberitalienischer Wirtschaftsstandorte sei die Einbettung der dortigen Betriebe in ein innovationsförderndes sozialkulturelles Milieu. Diesem werden folgende Eigenschaften zugeschrieben: funktionierende kommunale Gemeinschaften, ein verbindendes System sozialer Normen und eine allmählich herangereifte, vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen maßgeblichen örtlichen Akteuren (Lokalregierungen, Bildungseinrichtungen, Wirtschaftsverbänden, Vereinen).

Vertretern der Idee von neuen industriellen Netzwerken muß eine Idealisierung kleinbetrieblicher Netze sowie ihrer Leistungsfähigkeit und Dynamik zum Vorwurf gemacht werden. So ist feststellbar, daß viele Betriebe in Mittel- und Oberitalien mittlerweile eher durch Innovationsdefizite von sich reden machen. Zur heutigen Realität des »Dritten Italien« zählen zudem weitreichende Konzentrationsprozesse, zunehmende Einbindung in die internationale Arbeitsteilung und Marktanteilsverluste zugunsten der großindustriell geprägten Gebiete Italiens.[7]

Augenscheinlich keine Chance haben weitgehend auf endogene Potentiale gestützte Distrikte auf den expandierenden High-Tech-Märkten. Um hier bestehen zu können, bedarf es intensiver Forschung und Entwicklung sowie hoher Investitionen. Dies übersteigt die Spielräume kleiner und mittlerer Unternehmen. Es kann nicht überraschen, daß die Agglomerationen mittelständischer High-Tech-Betriebe unter starkem Einfluß exogener, auf überregionaler Ebene angesiedelter Determinanten (transnationale Konzerne, zentralstaatliche Institutionen) stehen. Ohne beträchtliche Mittel aus den nationalen Forschungs- und Rüstungsetats wäre beispielsweise der englische M4-Korridor kaum lebensfähig.



Welchen Standort hätten's denn gern? Foto: H. Sachs/version

Eine neue Standortdebatte...

► Die »laissez faire«-Position, es komme im ökonomischen Selbstlauf zu einer Aufwertung subnationaler Räume, spielt in den aktuellen regionalwissenschaftlichen Diskursen eine untergeordnete Rolle. Zumeist wird davon ausgegangen, daß es politischer Regulierung bedarf, um auf die wirtschaftlichen Umbrüche im Sinne eigenständiger Regionalentwicklung einwirken zu können. Allerdings werden die hergebrachten Formen der Regionalpolitik skeptisch betrachtet. Durch eine stark zentralstaatlich bestimmte Politik der Investitionsanreize (billige Grundstücke, Subventionen, Steuernachlässe) und des Infrastrukturausbaus habe man versucht, regionale Entwicklungsunterschiede auszugleichen und eine gesamtökonomisch »wachstumsoptimale Wirtschafsstruktur« zu erreichen. Inzwischen genüge es nicht mehr, Gewerbegebiete und Verkehrswege zu errichten und dann »mit einem kleinen Verhandlungs-Team zu versuchen, ein paar 'große Fische' an Land zu ziehen«[8]. Zur Stärkung regionaler Ökonomien sei es vielmehr erforderlich, das regionalspezifische, endogene Potential zu fördern: »Die Verfügbarkeit von geeigneten Zulieferern und Koproduzenten und von innovativen produktionsorientierten Dienstleistungsunternehmen, das Vorhandensein von gut ausgebildeten Arbeitskräften mit einem diversifizierten Qualifikationsreservoir, von staatlichen und halbstaatlichen Einrichtungen im Bereich der Aus- und Weiterbildung und der Forschung und Entwicklung bzw. des Technologietransfers und von kulturell und ökologisch hochwertigen Lebens- und Wohnbedingungen, einschließlich einer lokalen Identität, sind heute die entscheidenden regionalen Standorterfordernisse. Dies gilt gleichermaßen für die neue Generation von 'schlanken' Konzernbetrieben wie für formell selbständige Mittel- und Kleinbetriebe.«[9]

Da solche aktuellen Strategien regionaler Wirtschaftsförderung auf nahezu alle Politikfelder Einfluß zu nehmen trachten, bilden sich in den Städten und Regionen neue politisch-institutionelle Arrangements heraus. Es entstehen netzwerkartige Verflechtungen zwischen dem regionalen Verwaltungsapparat und örtlichen nichtstaatlichen Akteuren. Zu den nichtstaatlichen Kräften, die gemeinsam mit RepräsentantInnen der Administration im Rahmen »runder Tische« und »Regionalkonferenzen« Maßnahmen zur Wirtschaftsförderung beraten und koordinieren, gehören meistens nicht nur Wirtschaftskammern, Unternehmen, Forschungsinstitutionen und Hochschulen. Auch VertreterInnen von Gewerkschafen und »neuen sozialen Bewegungen« (Ökologieorganisationen, Kulturinitiativen etc.) sind oft dort anzutreffen. Durch ihre Beteiligung soll eine Wirtschaftsförderung ermöglicht werden, die den als ökonomisch immer relevanter geltenden »weichen Standortfaktoren« (»sozialer Frieden«, »Kulturangebot für jeden Geschmack«, »saubere Umwelt«) Rechnung trägt.



...und ihre nützlichen Idioten

► Die zunächst kursierende Hoffnung, durch die sich verändernden regionalen Politikmuster böten sich bessere Durchsetzungschancen für eine »Politik von unten«, entpuppte sich schnell als Trugschluß. Empirische Untersuchungen subnationaler Politiken in Westeuropa signalisieren, daß die runden Tische und Regionalkonferenzen eine Machtasymmetrie zugunsten mächtiger Wirtschaftsinteressen und bürokratischer Organisationen aufweisen.[10] Mitglieder der Verhandlungssysteme, die nicht den regionalen Politik- und Wirtschaftseliten angehören, geraten dadurch in eine überaus prekäre Lage. Sie laufen, zugespitzt formuliert, Gefahr, zu »nützlichen Idioten« einer sich den transnationalen Konzernen anbiedernden Standortpolitik degradiert zu werden. In dieser Rolle bleibt allenfalls die Chance, solche Bestandteile des eigenen Forderungskatalogs durchzusetzen, die nicht im Widerspruch zu den Interessen »der Wirtschaft« stehen. Den derzeit beobachtbaren Tendenzen der Stadt- und Regionalentwicklung, insbesondere dem rüden Ellenbogenkampf der Regionen um Investitionsstandorte und den zunehmenden räumlich-sozialen Disparitäten, kann unter diesen Umständen nicht entgegengewirkt werden. Im Gegenteil: Die Konzepte endogener Regionalentwicklung wirken (ungewollt) an der Verbreitung territorialen Abgrenzungsdenkens und der Aushöhlung des emanzipatorischen Solidargedankens mit – durch Propagierung von »regionaler Identität« und einer »Alle regionalen Akteure sitzen in einem Boot«-Ideologie.

Entgegen den beschworenen sozial und ökologisch verträglichen »Europa der Regionen« trägt die Regionalpolitik nicht zu einer Eindämmung der Regionenkonkurrenz bei. Sie ist charakterisiert durch eine auf den ersten Blick verwirrend anmutende Verflechtung von supranationalen Gremien (EU-Kommission), nationalstaatlichen Institutionen sowie subnationalen Politikebenen. Programmatische Leitlinie dieser Mehrebenenpolitik ist eine weltmarktorientierte Modernisierungsstrategie, die »zwischenregionalen Wettbewerb« als ein wichtiges Mittel betrachtet, um die Konkurrenzfähigkeit Westeuropas gegenüber den nordamerikanischen und ostasiatischen Wirtschaftszentren zu erhöhen. Die Verschärfung sozialökonomischer Disparitäten im EU-Regionensystem wird dabei in Kauf genommen.

Eine emanzipatorischen Zielsetzungen genügende Regionalentwicklung wird wohl nur dann Chancen haben, »wenn der Primat über die Ökonomie, konkreter: der Primat der Politik über die Macht der transnational operierenden Konzerne hergestellt ist«.[11] Die politischen Kräfte, die hierbei eine wichtige Rolle spielen müßten (Gewerkschaften, linke Organisationen und Gruppierungen), unterwerfen sich allerdings allzuoft den Standortideologien. »In einer Zeit, in der in der gängigen ideologischen Deutung gesellschaftlicher Problemlagen und der daraus abgeleiteten Politik die partikularen Interessen global agierender Unternehmen mit den allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Interessen in eins gesetzt werden, ist es offensichtlich auch schwer, übergreifende, die regionale Partikularität überwindende Interessen zu formulieren und territoriale Kompromisse auszuhandeln, auch wenn dies ... notwendig wäre.«[12]

Anmerkungen:

1 In vielen Branchen – insbesondere in der Automobilindustrie – verringern die Unternehmen ihre Fertigungstiefe, indem sie Produktkomponenten und Bauteile kaum noch selbst fertigen, sondern zunehmend bei Fremdfirmen einkaufen. Immer mehr formell selbständige Unternehmen sind folglich an der Erstellung eines Produkts beteiligt. Diese als »vertikale Desintegration« bezeichenbare Umstrukturierung des Produktionsprozesses geht oft einher mit einer »horizontalen Integration«: Viele Großunternehmen »bieten mehr und mehr Produkte und Produktgruppen an, aber jedes (verkaufte) Produkt produzieren sie immer weniger selbst, (sondern) überlassen dies anderen, kleineren Betrieben« (Döhl/Sauer, Neue Unternehmensstrategien und regionale Entwicklung, in: Jahrbuch Sozialwissenschaftliche Technikberichterstattung, 1995, S. 103-157, hier: 109).

2 IJunne G., 1990: Chancen für eine Reregionalisierung der Politik, in: U. von Alemann (Hg.), Die Kraft der Regionen, Bonn, S. 376-385, hier: 379

3 Das »just-in-time«-Prinzip soll eine flexible Lenkung des Materialflusses entsprechend den Produktionsrhythmen der jeweiligen Unternehmen gewährleisten. Früher horteten die meisten Hersteller Bauteile und Materialvorräte, die den Bedarf für mehrere Wochen abdeckten. Heute sind kaum noch große, kostenaufwendige Vorratslager anzutreffen. Die Zulieferfirmen verpflichten sich nämlich zur minutengetreuen Anlieferung der benötigten Komponenten.

4 Felder, M., 1992: Forschungs- und Technologiepolitik zwischen Internationalisierung und Regionalisierung, Marburg, S. 116f

5 Der M4-Korridor verkörpert ein europäisches Pendant zum kalifornischen »Silicon Valley«. Entlang der südenglischen Autobahn zwischen London und Bristol haben sich seit Anfang der achtziger Jahre zahlreiche Unternehmen angesiedelt, die – eng miteinander kooperierend – Informations- und Kommunikationstechnologien entwickeln, herstellen, anwenden und vermarkten. Die Prosperität des M4-Korridors wird darauf zurückgeführt, daß dieser eher kleinstädtisch geprägte Raum nicht die Standortnachteile vieler Ballungsgebiete aufweist (hohe Grundstückspreise, Dominanz »altindustrieller Branchen«, »schwerfällige Bürokratie«), gleichzeitig aber die Nähe zur global city London nutzen kann. In der britischen Hauptstadt finden sich neben vielen Großanwendern von Mikroelektronik (Verwaltungen, Konzernzentralen) ein breitgefächertes Arbeitskräftereservoir und ein gigantisch anmutendes Finanz- und Dienstleistungszentrum mit weltweiter Bedeutung im Bereich Unternehmensfinanzierung und -beratung.

6 Sabel, C.F., 1995: Regionale Basis globaler Wettbewerbsfähigkeit, in: F. Lehner u.a. (Hrg.), Neue Strategien für alte Industrieregionen, München, S. 21-33; Piore, M.J.; Sabel, C.F., 1985: Das Ende der Massenproduktion, Berlin

7 Die wenigen Unternehmensnetzwerke in Italien, die vielleicht noch als Distrikte bezeichnet werden können, bestehen aus Familienbetrieben im Bereich der Textil- und Bekleidungsherstellung. Die Unternehmen kennzeichnet ein geringes Maß an Technisierung und Marketing-Kenntnissen. Sie stehen ständig am Rande des Konkurs und können wohl kaum ein Vorbild für ein »Europa der Regionen« darstellen: »Selbstausbeutung, die Ausbeutung billiger Frauenarbeit, die Instrumentalisierung von Familienbeziehungen und die Vermeidung von Steuer- und Sozialversicherungsbeiträgen und last not least Gewerkschaftsfreiheit« sind hier alltäglich (Altvater, E.; Mahnkopf, B., 1993: Gewerkschaften vor der europäischen Herausforderung, Münster, S. 111).

8 Vgl. Junne 1990: 381

9 Läpple, D., 1991: Thesen zum Zusammenhang von ökonomischen Strukturwandel und regionaler Entwicklung, in: Bukold, S.; Thinnes, P. (Hrg.): Boomtown oder Gloomtown?, Berlin, S. 15-27, hier: 25

10 Vgl. Esser, J., 1992: Globalisierung der Ökonomie – Regionalisierung der Politik, in: J. Mayer (Hrg.): Die Produktion von Stadt-Land-Schaft, Loccum, S. 217-228, hier: 226 f

11 ebd. S. 227

12 Döhl/Sauer, a.a.O., S. 153f

► **Geert Naber** ist Sozialwissenschaftler und lebt in der Region Oldenburg.

Wir sind ein Ohr

»Harmonia Mundi« nannte sich eine der wohl aufwendigsten Inszenierungen von »Weltmusik« anläßlich der Eröffnungsfeier der Leichtathletik-Weltmeisterschaft im Sommer 1993. Musikgruppen aus vier Kontinenten wurden über Satellit live mit einer Band im Stadion zu Stuttgart am Neckar verschaltet. Musik und Sport als Symbole perfekter Harmonie der verschiedenen Völkerschaften im Geist des friedlichen Wettstreits.

Dabei hatte die Entdeckung der »Weltmusik« in den achtziger Jahren ganz vielversprechend begonnen. Sie brachte frischen Wind in die in Wiederholung und Nostalgie erstarrte Rockmusik. Zouk-Musik aus der Karibik, Rai-Pop aus Algerien oder High-Life aus Ghana mischten unsere Hörgewohnheiten auf. Ein Paradigmenwechsel schien in Sicht: eine Öffnung der dumpfen Monotonie des 4/4-Takts und der Vorhersehbarkeit des nächsten Dreiklangs für die Komplexität afrikanischer Polyrhythmen oder multitonaler nahöstlicher Melodieornamente, die weit über das klassische harmonische Verständnis von Dur und Moll hinausgingen.

Von diesen ästhetischen Eigenarten und der musikalischen Dissidenz der Peripherie ist nicht sehr viel geblieben. Die Musikindustrie verwandelt die Eigenart in den kalkulierten Effekt, würzt das Immergleiche, ohne es jedoch zu gefährden. Auf diese Weise konnte sich etwa Yéké Yéké von Mory Kante ein Massenpublikum verschaffen: Nach einheitlichen Verwertungsmaßstäben bearbeitet, bleiben dennoch genügend Spuren und Versatzstücke des Exotischen, um interessant zu wirken.

Denn darum geht es: Das in den europäischen und nordamerikanischen Kulturschmieden offenbar verloren geglaubte exotische und authentische Moment in der Musik wird nun in der Weltmusik gesucht. Auch wähnt man in den fremden Musikkulturen die Harmonie mit der Natur, den Einklang von Körper, Geist und Seele, eine »Ganzheit«. Nichts scheint unerträglicher, als der Verlust der Ganzheit. Was liegt da näher, als sich das Fremde anzueignen?

Diesen metaphysisch aufgeladenen, mit der Eine-Welt-Ideologie verbrämten Kulturimperialismus vertrat der Jazzpublizist Joachim-Ernst Berendt bereits vor mehr als zwanzig Jahren: »Weltmusik – das ist geistige Einheit durch vollständiges spirituelles Einswerden aller Völker, Liebe und Frieden für alle und eine Erlösung in panreligiöser Ekstase.« Weltmusik als Fluchtweg. So möchte sie jedenfalls die Musikindustrie begreifen, und die Verkaufszahlen aus der Abteilung Weltmusik sprechen für den Erfolg des Konzepts.

Auch wenn die kulturindustrielle Musikproduktion im ständigen Drang nach Neuem, Auffallendem und Apartem alles zu vereinnahmen und in Warenform wieder auszustoßen scheint, sind in den CD-Regalen dennoch schräge Klänge zu entdecken. Natürlich gilt das Lamento, daß heutzutage gerade das Schräge und Schrullige als attraktiver Mainstream der Minderheiten integrierbar ist. Gleichzeitig eröffnen sich aber kreative Möglichkeiten der Kombination, der Experimente und der Dissidenz.

Dieses fortschreitende Wechselspiel aus Differenz und Vereinheitlichung gehört zur Geschichte der Musik, nicht erst der Weltmusik. Das zeigt nicht zuletzt die Geschichte des Jazz, der ebenso ein Stück Weltmusik ist wie »Es klappert die Mühle am rauschenden Bach« – es kommt nur auf die Perspektive an.

In dem Themenblock zur Weltmusik beobachten und analysieren wir das Wechselspiel von globaler Vereinheitlichung (»We are the world«) und lokalen Besonderheiten, von Integration (»Wir sind ein Ohr«) und Dissidenz sowie von Kunst und Kommerz. Wir beschäftigen uns mit den musikalischen Implikationen von Weltmusik, mit den Formen und Folgen ihrer globalen Verfügbarkeit, mit ihrer Rezeption und ihren Artikulationsmöglichkeiten. Dabei wird deutlich, daß die Welt genausowenig nur ein Ohr hat wie sie Eine Welt ist. Noch nicht. Denn wenn die Differenz gefeiert wird, ist es womöglich bald aus mit ihr.

die redaktion



Foto: H. Sachs/version

Melodien für Millionen

Annäherungen an das Phantom Weltmusik

von **Steffan Franzen**

Das Etikett World Music wurde 1987 von Londoner Plattenfirmen auf den Markt geworfen. Produktionen nicht-westlicher Künstler, die westliche Popmusik mit Soundelementen ihrer Herkunftsländer kombinierten, sollten kategorisiert und somit vermarktbar werden. Symbiosen unterschiedlicher Musikkulturen existieren jedoch schon lange und bergen auch heute Möglichkeiten kulturübergreifender Auseinandersetzungen in sich.

► In Jeans und schlichtem Baumwollpulli sitzt Oumou Sangare in der Garderobe und erzählt über die junge Demokratie in ihrem Heimatland Mali, über ihr Engagement für die Frauen in einer immer noch polygamen Gesellschaft, über ihre Aufgabe als »songbird«, soziale Mißstände des vielgesichtigen Landes zwischen Sahara und fruchtbarem Grüngürtel aufzudecken.

Ihre Musik ist geprägt von jahrhundertealten Melodiemustern, gespielt von teilweise rituellen Instrumenten, über die sie aufmüpfige und erotische Texte legt, die vor wenigen Jahren noch undenkbar gewesen wären. So wichtig der Beitrag der 29jährigen Wassoulou-Frau für den gesamten Kontinent ist, wir Europäer besuchen ihre Konzerte nicht aufgrund irgendeiner Botschaft. Wenn Oumou Sangare in wenigen Stunden ihre westliche Kleidung gegen ein farbenprächtiges Gewand eintauschen und auf der Bühne zum Rhythmus der Kalebassen und der Buschharfe ihre durchdringende Altstimme erheben wird, dann ist das für uns ein exotisches Spektakel. Und wie viele ihrer afrikanischen KollegInnen, die sich mit traditioneller Musik auseinandersetzen, wird die Sängerin stutzen und verständnislos den Kopf schütteln, wenn wir sie mit einem Begriff konfrontieren, der für uns im letzten Jahrzehnt zum Synonym für alle ethnisch gefärbten Klänge wurde. Für uns macht Oumou Sangare »Weltmusik«.

Das Beispiel Sangare zeigt: Wenn wir von Weltmusik sprechen, dann tun wir dies zunächst aus einer eurozentrischen Perspektive heraus. Doch läßt sich das, was man im Jahre 1997 in Europa unter »Weltmusik« subsumiert noch auf das Statement reduzieren, hier sei ein verkaufsträchtiges, von westlichen Pop-Produzenten kreiertes Stilgemisch aus der Taufe gehoben worden, mit dem nichts anderes als eine akustische Ausbeutung fremder Kulturen betrieben würde? Ein

kurzer Rückblick auf die Genese des Begriffs Weltmusik und die Entwicklung des Weltmusik-Boom ermöglicht ein differenzierteres Bild.

Ware Weltmusik

► Tatsächlich wurde 1987 von einigen Londoner Plattenfirmen das Etikett World Music erfunden, um Produktionen von vorrangig afrikanischen und lateinamerikanischen Künstlern, die Musik ihrer Herkunftsländer mit westlicher Popmusik kombinierten, schlagwortartig an ein breiteres Publikum vermarkten zu können. Protagonisten dieser ersten Weltmusik- »Welle« waren beispielsweise der Guineaner Mory Kante oder die israelische Sängerin Ofra Haza. Ohne Zweifel war hier der Aspekt der Kommerzialität dominierend und dieser marktstrategische Zug konnte zunächst den Eindruck erwecken, es sei nun über Nacht eine sensationelle neue Musikrichtung entstanden. Allerdings existierten Mischformen von Musik aus unterschiedlichen Kulturen und Populärmusik schon erheblich länger. Der Popmusiker Peter Gabriel erhob Anfang der achtziger Jahre afrikanische Rhythmuspatterns zur Basis seiner Songs und führte damit einen neuen Blickwinkel in die Praxis der Komposition populärer Musik ein. Aus Gabriels Interesse für die Musikkulturen der Welt entstand 1982 die Organisation WOMAD (World of Music, Art and Dance), deren Ziel, »to excite, to inform and to make a wider audience aware of the worth and potential of a multi-cultural society«[1], durch die alljährliche Organisation von Festivals und die RealWorld-Studios, die eigens für die Begegnung von Musikern aus verschiedenen Kulturen eingerichtet wurden, angestrebt wird. Die Resultate der Sessions erscheinen auf dem RealWorld-Label, das für viele Plattenfirmen im Sektor Weltmusik Vorbildfunktion erlangte.

Daß auch alternative Unternehmen sich schon zuvor für die Musik der Völker stark gemacht haben, zeigen die Aktivitäten des Hauses 'Trikont – Our Voice', das seit 1971 traditionelle Musik aller Erdteile unter dem Prädikat »Welten des Widerstands und des Eigensinns«[2] publik machte. Wo letztendlich die Wurzeln der Vermittlung zwischen Musikkulturen der Welt und westlichen Formen von Populärmusik liegen, kann hier in Kürze nicht ermittelt werden. Festgehalten werden kann jedoch, daß die Prägung des Begriffs World Music eine in den Achtzigern auf kommerzieller Basis vollzogene Stil-Mischform benennt, die nur ein nebenproduktartiges Ergebnis vieler möglicher Resultate darstellt.

Zunächst sah es so aus, als würde die so benannte World Music eine vorübergehende, auf punktuelle Kommerzialisierung orientierte Modeströmung bleiben, doch hält das Hörerinteresse bis heute an. Von den vorrangig durch afrikanische Kulturen inspirierten Pop-Produktionen der 80er ausgehend, fächerten sich wiederum unzählige Facetten kreativer multikultureller Musikexperimente auf. Dies ist anhand der unüberschaubar gewordenen Anzahl der Tonträgerproduktionen des Genres, den vielen neugegründeten Plattenfirmen und zunehmend ausführlicheren Diskussion über das Phänomen in regelmäßigen Publikationen zu beobachten. So ist Weltmusik mit über 70 verschiedenen Sendungen bundesweit in den Radiosendern präsent. Die Zahl der Weltmusik-Festivals ist ebenfalls sprunghaft angestiegen und seit 1994 hat sich die WOMEX (World Music Exposition) etabliert, eine Messe, die aus den Worldwide Music Days im Haus der Kulturen der Welt in Berlin hervorgegangen ist, an wechselnden Standorten Plattenfirmen und Künstlern zur Promotion dient, Begegnungen von Musikjournalisten aus aller Welt ermöglicht und Diskussionsrunden über musikalische, soziologische und produktionstechnische Aspekte der Weltmusik anbietet.

Wirrwarr Weltmusik

► Diese Verselbständigung und Bandbreite des Phänomens hat für die Begriffsbestimmung erschwerende Konsequenzen: Ausgelöst durch die beschriebenen europäischen Ohren zugänglichen Mischformen, ist ein neuerwachtes Interesse an ursprünglicher, »authentischer« Musik zu beobachten, die keine Verbindung mit Elementen aus Rock und Pop eingegangen ist. Traditionelle Musik, die nicht zum Folklorismus verkümmerte Folklore, wird nun plötzlich als Weltmusik etikettiert. Mit dem gleichen Recht könnte allerdings ein Indio vom Amazonas »Es klappert die Mühle« als Weltmusik bezeichnen.

Unter den zahlreichen Ausformungen von Weltmusik ist eine Kommerzialisierung zu beobachten, die diejenige der Endachtziger bei weitem übertrifft. Elemente aus ethnischer Musik, sei es aus dem afrikanischen, keltischen oder asiatischen Raum, werden oft nur als Sequenzen von Sekundenlänge aus ihrem ursprünglichen Kontext herausgerissen und als gesampelte Sounds in eingängige, meist an schnellen Tanzbeats ausgerichteten Songs integriert, um ein exotisches Flair zu erzeugen. Diese Erzeugnisse, im allgemeinen als »Ethno-Pop« kategorisiert, stellen im Grunde nur eine Neuauflage des Folklorismus dar, der lediglich attraktive Ausschnitte von Volkskultur extrahiert, um sie für kommerzielle Zwecke urbar zu machen.

Eine Sonderform der Kommerzialisierung wird durch Plattenfirmen betrieben, deren Katalog sich an New Age- und Meditationsmusik ausrichtet: Über der Grundlage von Keyboard-Klangteppichen spielen Musiker neukomponierte Melodien auf außereuropäischen Instrumenten oder ahmen lediglich deren Klangfarbe synthetisch nach. Der so erzeugte exotische Sound, in den CD-Booklets durch Schlagworte aus fernöstlichen Philosophien und Religionen sowie »mystische Covergestaltung« begleitet, soll »die Wunder und Magie der verschiedensten Kulturen unseres Planeten widerspiegeln«[3] und entspannend wirken. Ein Schachzug der Esoterik-Industrie, der ein Verständnis von Weltmusik als einer indifferenten Melange aus beliebig austauschbaren, pseudo-exotischen Melodiemustern fördert.

Aufgrund der unüberschaubaren Auffächerung und Neuschöpfung von Stilen kommt es schließlich zu einer zunehmenden Verschwommenheit beim Rezensieren weltmusikalischer Produktionen: World beat, ethno-dub, global dance fusion, world ambient und dergleichen abenteuerliche Neologismen mehr, spiegeln im Grunde nur journalistische Hilflosigkeit wider, die Vielschichtigkeit der auftretenden Phänomene zu analysieren. Abgesehen davon wurde die Abgrenzung der Welt- von der Folkmusik (zeitgenössische Formen anglo-amerikanischer und keltischer Traditionen) über Bord geworfen. Als Ausweichvokabel wurde 'roots music' als Summe aller Klänge gebräuchlich, die auf ethnisch spezifische kulturelle Wurzeln zurückgehen.

Eine vage, zerrbildhafte und fast schon beliebige Klassifizierung verschiedenster Musikstile als »Weltmusik« - dies ist die Realität in der Diskussion um einen Begriff, der allmählich zum Phantom verblaßt. Wie kann einem interessierten Hörerpotential ein Leitfaden durch das Wirrwarr gegenwärtiger Tendenzen des Genres in die Hand gegeben werden?

Hinter vielen Ansätzen, das Phänomen zu beschreiben, steckt letztendlich ein marktorientiertes Interesse und musikalisches Schubladendenken, das dem eigentlichen kreativen Prozeß einer Produktion nicht gerecht wird. Mit einem musikwissenschaftlichen Verständnis von Weltmusik als einem kreativen Potential sollen im folgenden beispielhaft nicht-kommerzielle Tendenzen aufgezeigt werden, die im Genre derzeit beschritten werden. So kann eine Einsicht in das gewonnen werden, was Weltmusik am Ende des 20. Jahrhunderts sein kann. Aus dieser Perspektive heraus wäre Weltmusik ein klangliches Produkt, das im Laufe einer kreativen Auseinandersetzung mit verschiedenen musikalischen Ausdrucksformen der eigenen und fremder Musikkulturen entsteht, und mit dem nicht zwangsläufig kommerzielle Zwecke verfolgt werden.

Wahre Weltmusik

► *Carlinhos Brown* kann als *der* Katalysator der populären brasilianischen Musikszene der Neunziger gelten. Er lebt in Salvador de Bahia im Nordosten Brasiliens. Ausgehend vom Afro-Anteil der bahianischen Musik ist er in fast jede denkbare populäre Musikrichtung vorgestoßen. Grundlage für seine Musik und wichtigste Inspirationsquelle sind die Rhythmen des Candomble, der Religion der Yoruba. »Die Quelle aus der meine Musik schöpft,

ist das Volk.(...). Meinen Kopf könnte man also zunächst mit einem Museum vergleichen, aber die Rhythmen leben und entwickeln sich, sie erstarren nicht darin.«[4] Im Zuge seines Engagements für die Straßenkinder Salvadors gründete er in einem Favela-Viertel der Stadt eine Musikschule, an die drei Tonstudios angegliedert sind. Die bekanntesten Projekte, die aus dieser Schule hervorgegangen sind, sind die Blocos, Trommelgruppen, von denen Timbalada international erfolgreich wurde. Was Brown nun zum Weltmusiker macht, ist die Fähigkeit, ausgehend von diesem konkreten Einsatz für lokale Gruppen selbst eine Musik zu kreieren, die eine Vielzahl brasilianischer Musikstile bündelt und auch internationale Elemente integriert. In seinen Kompositionen baut er über die Basis der Candomble-Rhythmik aus dem Rock und Heavy Metal entlehnte E-Gitarrenlinien und bedient sich bei den Vocals oftmals der Rap-Techniken. Gleichzeitig läßt er aber auch lyrischere, am Bossa Nova-Schema orientierte Harmoniestrukturen zum Zuge kommen und zeigt sich ebenso beeinflußt vom bahianischen Musiker Gilberto Gil, der mit dem Tropicalismo vor 30 Jahren eine äußerst populäre Synthese aus jamaikanischem Reggae, brasilianischer Samba und afro-amerikanischem Rock, Funk und Jazz geschaffen hatte. Brown ist als derzeitiger Songlieferant für Marisa Monte, Daniela Mercury, Gilberto Gil unumstritten der wichtigste Songwriter des ganzen Landes. Seit kurzem wird auch Europa auf ihn aufmerksam und lädt ihn zu großen Open-Air-Festivals ein. Die Arbeit von Carlinhos Brown kann somit als erfolgreiches Beispiel gelten, das musikalische Erbe verschiedener Jahrhunderte und Generationen Brasiliens vor Ort am Leben zu erhalten und es in eine übernationale neue Form zu gießen[5].

Exotisches Spektakel Foto: H. Sachs/version



Die zu Beginn der neunziger Jahre in London gegründete Formation *Transglobal Underground* ist ein multinationales Kollektiv von Musikern, deren Vorfahren zum größten Teil aus Indien, Pakistan und dem Nahen Osten stammen. Ihre Musik ist als innovative Weiterentwicklung der Migranten-Popmusik der britischen Metropolen, dem sogenannten »bhangra«, zu begreifen. Im Gegensatz zur Kompositionspraxis von Carlinhos Brown gehen Transglobal nicht von einer Musiktradition und von »handgemachten« Sounds als Grundlage ihrer Stücke aus, sondern oft von gesampelten Beats, die – ähnlich wie es im Techno üblich ist – schleifenartig wiederholt werden. In der frühen Phase arbeiteten die Mitglieder der Gruppe vorrangig mit Klangschnipseln zumeist indischer und asiatischer Herkunft, verwendeten aber auch Sounds aus anderen Kulturen. In neuerer Zeit fließen immer mehr real gespielte Passagen in ihre tanzbaren Soundkollagen ein. So gastieren auf ihrem aktuellen Album 'Psychic Karaoke' ein pakistanischer Sufi-Sänger und ein klassischer indischer Flöten-Virtuose, die über die gesampelten Sounds lange Improvisationen legen.

Der Indio vom Amazonas könnte »Es klappert die Mühle« als Weltmusik bezeichnen

Eine Sonderstellung innerhalb der Gruppe nimmt die Sängerin Natacha Atlas ein: Sie wuchs im marokkanischen Viertel Brüssels auf und erlernte traditionelle Singtechniken, bevor sie nach London kam und zu Transglobal Underground stieß. Im Rahmen ihrer Solo-Projekte kombiniert Atlas Elemente aus arabischer Musik der sechziger Jahre mit dancefloor-betonten Beats und Keyboards. Hier singt sie – anders als bei ihrer Arbeit mit Transglobal, die englische, spanische, französische und arabische Vocals umfaßt – strikt auf arabisch. Die Musik von Transglobal Underground und Natacha Atlas stellt eine akustische Widerspiegelung der heutigen Realität von Migranten in europäischen Zentren dar: Londoner DJ-Kultur im Zusammenschluß mit arabischer und asiatischer Musiktradition, die in stark extrahierter Form erscheint.

Kann man in der Musik von Carlinhos Brown und Transglobal Underground noch ein Abbild multikultureller Wirklichkeit entdecken, so generiert das *Afro-Celt Sound System* im Studio eine Konfrontation von Kulturen, die realiter kaum stattfindet. Es ist ein gewolltes Projekt von afrikanischen, keltischen und schottischen Musikern, die zu einer Session in den RealWorld-Studios zusammenkamen. Mit von der Partie waren zwei Mitglieder der Band des Senegalesen Baaba Maal, die Talking Drum und die westafrikanische Harfe Kora spielen, der kenianische Lyra-Spieler Ayub Ogada, zwei irische Dudelsack-Virtuosen, der Flötist der Pogues, ein irischer Sänger, der den unbegleiteten gälischen Gesangsstil 'sean nós' pflegt, sowie die Folkrock-Band 'Shooglenifty'. Die unterschiedlichen Traditionen wurden durch den RealWorld-Produzenten Simon Emmerson und den Programmer Jo Bruce miteinander verknüpft und mit Techno- und Jungle-Elementen bereichert. Die am Afro-Celt Sound System Beteiligten gehen in dieser Konstellation auch auf Tour. Der bleibende Höreindruck ist der eines gleichberechtigten Neben- und Miteinanders. Laut Ayub Ogada war das Unternehmen »the closest I feel to a true crossover happening between the kind of music I play and the music that has been played in the West«[6] und ist weit entfernt von einer Aufpropfung westlicher Kultur, wie sie in der Weltmusik vergangener Tage gelegentlich zu beobachten war.

Zumindest in Ansätzen ist anhand der drei Beispiele deutlich geworden, daß die Begegnung und Kombination verschiedener musikalischer Kulturen, sowie die Verbindung traditioneller Klänge mit aktuellen Tendenzen der Popularmusik und den Möglichkeiten modernster Studiotechnik nicht nur unter dem Vorzeichen verkaufsorientierter Interessen geschieht. Vielmehr kann sich die Begegnung in verschiedenen Formen manifestieren: Sie kann als Versuch betrachtet werden, traditionelle Elemente in einer zeitgemäßen Form weiterzutragen, als Ausdruck eines Bedürfnisses, das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Kulturen in der Gesellschaft akustisch abzubilden, oder einfach als spielerischer Prozeß verstanden werden, der auf experimenteller Ebene eine Synthese verschiedener Kulturelemente erprobt.

Anmerkungen:

1 Mitbegründer der Organisation Thomas Brooman in FolkRoots 10/91, S.35.

2 Begleittext zum Trikont-Jubiläums-Sampler »25 Jahre – our own voice«.

3 Begleittext zur CD »Secrets of life« von Karunesh, erschienen bei Nightingale Records.

4 Carlinhos Brown in der Dokumentation »Bahia Beat«, ausgestrahlt auf arte im Sommer 1996.

5 Dieses Arbeiten »vor Ort« scheint sich in den letzten Jahren vermehrt durchzusetzen. Prominenter Vorreiter ist der Senegalese Youssou N'Dour der seit einiger Zeit verstärkt in Dakar auf hohem produktionstechnischen Niveau arbeitet.

6 Ogada im Interview mit Sarah Coxson, Folk Roots 8/96, S.58.

Diskographie:

Afro-Celt Sound System: Sound Magic, Vol.1, erschienen auf RealWorld, Virgin 8 41736-2.

Natacha Atlas: Halim, erschienen 1997 bei Nation Records, Rough Trade 141 3259-2.

Carlinhos Brown: Alfagamabetizado, erschienen 1996 auf EMI-Virgin, 8 41441-2.

Oumou Sangare: Worotan, erschienen 1996 auf World Circuit, eastwest records WCD 045.

Transglobal Underground: Psychic Karaoke, erschienen 1996 auf Nation Records, Rough Trade 140 3119-2.

▶ **Steffan Franzen** ist Musikwissenschaftler



Foto: R. Maro/Version

Lokal, global, delokal
Das Authentische im Spiel der Differenz

von **Thomas Cernay**

Die mediale Präsenz kulturindustrieller Waren à la Michael Jackson in den Slums des Südens ist ein häufig herangezogenes Beispiel, mit dem die Auswirkungen elektronischer Medien auf kulturelle Identitäten noch der entlegensten Regionen der Welt illustriert werden sollen. Gegen diesen Kulturimperialismus wird häufig die angebliche Authentizität lokaler Identitäten beschworen. Die neu entdeckte Subversivität des Lokalen kommt in der medial konstruierten Wirklichkeit vielleicht doch zum Tragen. Jedoch ganz anders als erwartet.

► Die »Weltmusik« ist da, wir wissen es durch die Massenmedien. Was auch immer man in der World Music vernimmt – den kulturellen Aufschrei der Peripherie gegen die anglo-amerikanische Unterhaltungsindustrie, eine subversive Herausforderung des Zentrums durch neu aufgetauchte soziale und ethnische Minoritäten, oder nur warmen Regen für die weltweiten Wüsten von Rock und Pop – stets ist die Vermittlung durch die elektronischen Medien die materielle Voraussetzung unserer Beobachtungen. Die vervielfältigten Wirklichkeiten, die uns die Übertragungs- und Verbreitungstechnologien liefern, erzeugen ihre Eigenrealität, die dem Authentischen und den lokalen kulturellen Identitäten eine neue Bedeutung und eine neue Wirksamkeit aufzwingt.

In dieser neuen Ordnung der Wirklichkeiten legitimieren sich die musikalischen Mitteilungen nicht mehr durch den Bezug auf das Lokale, auf eine authentische Praxis. Sie legitimieren sich vor allem durch ihre Bezugnahme auf die anderen Mitteilungen, so wie sich Nachrichten von heute auf die des vergangenen Tages beziehen; so wie das Neue der Mode und ihre Zeichen, die schon völlig bedeutungslos geworden sind und nur noch den Unterschied zum eben noch Modischen bezeichnen. Es sind die mitgeteilten Differenzen, die gewichtiger werden, während die Ursprünge an Bedeutung verlieren. Dies ist die These, die im folgenden verhandelt werden soll: World Music markiert den Eintritt des Lokalen, der diversen kulturellen Identitäten in die Zyklen der Mode. Das Authentische ist tot – es lebe das Authentische. Verfolgen wir also die Musik auf dem Weg in die Weltmusik, das Authentische ins Spiel der Differenz und in die Ordnung der Simulation.

Auflösung und symbolische Wiederbelebung des Authentischen

► Man hat die Transformationen der musikalischen Kommunikation, die durch die künstlichen Kanäle der elektronischen Medien hervorgerufen werden, als Mediamorphose[1] bezeichnet. Und darin besteht die entscheidende Wirkung des technischen Kanals: Er unterbindet die direkte Interaktion der Teilnehmer, trennt die Aufführenden von den Hörern und von der Aufführung. Unter dieser Voraussetzung wird die beliebige Vervielfältigung sowie die unbegrenzte – an Zeit, Ort oder MusikerInnen nicht gebundene – Verfügbarkeit ermöglicht. Der Übergang vom natürlichen Kanal, dem gemeinsamen Raum der Sinnesorgane und der ihnen zugedachten Schallwellen, zum elektronischen-akustischen Kanal hat eine grenzenlose Manipulierbarkeit des musika-

lischen Materials zur Folge. Der technische Begriff der Auflösung bezieht sich nicht nur auf die Modalitäten der Übertragung und Wiedergabe, auf die Auflösung des Raumklangs in der Stereophonie, auf die High-Fidelity, sondern erweist sich, wie wir sehen werden, als nahezu universal.

Für die soziale Rolle der Musik folgt aus der technischen Reproduzierbarkeit die Ablösung vom traditionellen Rahmen. Die Verwendung von Musik verliert den exklusiven Bezug zu den Ereignissen der Gemeinschaft. Der Musikgebrauch wird herausgelöst aus dem Ritual, der Hochzeit, dem Platz des Festes und steht parat als ständige Begleitung auf der Autofahrt, als Klangteppich für den Konsumenten im Einkaufszentrum. Im Falle der Weltmusik geht die Auflösung des Authentischen mit seiner unmittelbaren symbolischen Wiederbelebung einher. Völlig losgelöst von originaler Praxis warten die Tonträger in ihren Regalen auf die Gemeinde der KonsumentInnen, die ihre Sehnsucht nach dem Echten oder dem Anderen zu befriedigen glauben.

Die Musik selbst hat im Zuge dieser Umwälzung eine effizient und global verteilbare Form angenommen, die Tonkonserve – eine Warenform. Unüberhörbar ist die Leistung der spätkapitalistischen Bewußtseinsindustrie, die Produkte wie Mr. Jackson und Mrs. Madonna bis in die Slums des Südens durchsetzen konnte. Unbestreitbar hat die elektronische Revolution der Peripherie einen beispiellosen Prozeß der Akkulturation ausgelöst, die Übernahme der neuen Instrumente, der Sing- und Spielweisen bis hin zu Tonsystemen und Notation. Aber hier geht es um eine darüber hinausgehende Nivellierung, die den Süden wie den Norden erfaßt hat: Jackson & Madonna regieren auch die Vorstädte des Zentrums. Der Norden hat die Mediamorphose durch seine Technik nur ausgelöst, danach wurden und werden alle lokalen Kulturen durch Anpassung an ein neues Modell des Musikgebrauchs fast zeitgleich transformiert. Die technischen Möglichkeiten – Aufzeichnung, Mischung, Verfremdung, Vervielfältigung und Wiedergabe – haben die globalen kulturellen Standards gesetzt. Exklusive Standards, denn vor der Mediamorphose konnte von globaler Kultur kaum gesprochen werden. Weltmusik wird immer innerhalb, nicht außerhalb oder gegen dieses System produziert und konsumiert.

Das Lokale, überall und zugleich

► Vor dem Aufkommen der World Music haben die kolonialen Zentren die Möglichkeiten der Technik auf die einfachste Weise, in Form der massenhaften Vervielfältigung, genutzt. Die Überschwemmung der Peripherie mit Musikkonserven als kulturelle Analogie zum Magermilchpulver der Nahrungshilfe. Dagegen hat die Erschließung lokal verfügbarer musikalischer Ressourcen lange eine völlig untergeordnete Rolle gespielt. Diese Beschränkung legt aber nur ein schlechtes Zeugnis über die barbarischen Wahrnehmungsweisen der Kolonisatoren ab. Es ist nicht die Technik und erst recht nicht die Informationstechnologie, die der Wahrnehmung des Reichtums im Lokalen im Wege steht. Jetzt, da sich die Rockmusik universal verbreitet hat und einen schreienden Mangel an Differenz hervorbringt, kann man vermuten, daß sie so gut wie tot ist. Folgerichtig gerät mit der Weltmusik das Lokale wieder als Lagerstätte des Neuen, des Subversiven und des Anderen in den Blick.

Man darf sich von der in den Kreisen der Pop-Intellektuellen neu entdeckten Subversivität des Lokalen[2] nicht täuschen lassen: World Music fordert das Imperium nicht heraus. In der Musik wird die neue Beziehung von Zentrum und Peripherie nur ausgedrückt. Die andauernden Eingriffe des Zentrums in die Peripherie, die ständige Kontrolle des anderen durch die Netze der Produktion und Verteilung und zuletzt die elektronische Kommunikation des Neuen, haben die Natur des Lokalen mit wachsender Geschwindigkeit verändert. Die Differenz zwischen Zentrum und Peripherie verwischt schon durch die geometrische Logik des Netzes, das eine Kugel umspannt und in seiner letzten Konsequenz keinen Ort vor dem anderen auszeichnen kann. Aber noch mehr erschüttert die Mediamorphose des Ortes die koloniale und geographische Struktur des Raumes. Paul Virilio verwies mit seinem Begriff der Telekommutation[3] zurecht auf die Austauschbarkeit des Lokalen durch die Bild- und Tonwiedergabe. Eine unmittelbare Folge der Übertragungsgeschwindigkeit (der absoluten Geschwindigkeit des Lichtes, wie er nicht müde wird zu betonen) ist die Überwindung des Raumes. Die Orte sind überall verfügbar geworden und überall zugleich. Die Umweltkontrolle durch die Kommunikationsnetze hat eine fatale Eigendynamik entwickelt: Das Zentrum verliert zunehmend die Herrschaft über sein Nervensystem. Die Mediamorphose des Ortes steht hinter der scheinbaren Subversivität der Weltmusik, denn die Infragestellung des Zentrums wird durch dieselben technischen Kanäle verursacht, die gleichzeitig die Ausbreitung des Anderen, der neuen Differenzen, eben der World Music, ermöglicht.

Die Konstruktion der Wirklichkeit gewinnt völlige Beliebigkeit

Immerhin: Mit der Vielzahl der angebotenen Unterscheidungen durchkreuzt die Logik des Lokalen den Imperialismus der Megastars, des massenhaft reproduzierten Modells. Auf eine Phase der Homogenisierung folgt eine der neuen Differenzierung. Aber diese »Revolution« stellt sich gegen ein Zentrum, das seinen Ort und seine Funktion für das System schon verloren hat. Homogenisierung und Differenz schließen sich gerade nicht aus, sie beziehen sich vielmehr aufeinander und bilden integrale Bestandteile der Ästhetik und Produktion unter spätkapitalistischen Verhältnissen[4]. Das Zentrum, die Peripherie, die kulturelle Identität und die Revolution, das Lokale und das Authentische, alles erhält eine neue Bedeutung – und gleitet bereits in die Ordnung der Simulation.

Die Authentizität, das war bisher das beglaubigt Echte. Immer war der legitimierende Rückgriff zur Beglaubigung vonnöten, beim Wahren ganz wie beim Guten und Schönen. Paradoxerweise »versagt« das begründende Denken bei der Herstellung von Autorität, es gerät bei dieser Art der Suche unweigerlich in einen unendlichen Regress. Ihm entspringt gerade kein Referential, auf das die Legitimationsbemühungen Bezug nehmen könnten. Also gründen ausnahmslos alle Traditionen und Autoritäten auf einer

Foto: H. Sachs/version



gleichermaßen pragmatischen wie willkürlichen Setzung.

Die Willkür der Praktiken, die dem Authentischen Autorität verleihen, ist äußerst bemerkenswert: »Dies ist die Geschichte von ..., so wie ich sie immer gehört habe.« Die Kompetenz, eine Erzählung weiterzugeben, gründet ausschließlich auf der Tatsache, sie selbst gehört zu haben. Logischerweise überträgt sich diese Legitimation durch das Hören auch auf die Zuhörer der Geschichte[5]. Und unlogischerweise wird durch diesen Kommunikationsakt auch die Geschichte mitautorisiert. Ebenso bildet das Lokale, die Tradition und ihre Wiedergabe, in der Musik eine legitimierende Einheit. Die Empfindung des Authentischen verdankt sich dieser merkwürdigen Selbstbezüglichkeit. Das Selbstreferentielle erscheint dem Menschen selbstverständlich, das ist im großen und ganzen die Grundlage auf der das Authentische des Lokalen und die kulturelle Identität konstruiert worden sind.

Spiel der Zeichen

▶ Die Konstruktion der Wirklichkeiten, die bisher durch das Lokale und Selbstbezügliche beschränkt war, gewinnt durch die Kommunikationstechnologien völlige Freiheit und Beliebigkeit. Im Verlauf der Mediamorphose wird das Lokale delokalisiert. Der Ort wird mit allen Orten konfrontiert und in eine radikale Austauschbeziehung gestellt. Offensichtlich setzt die Telekommutation die eigenständige Bestimmung des Lokalen und seiner authentischen Traditionen außer Kraft. Die Mediamorphose transformiert die Heimat auf die gleiche Weise zum Standort, wie sie das ethnisch Besondere oder die ehemalige kulturelle Identität in eine Differenz überführt, die sich nur noch auf die prinzipielle Austauschbarkeit der Orte bezieht. Das Lokale, das Authentische und mit ihm die Identität bezieht sich nun nicht mehr auf sich selbst, sondern auf das Andere.

Die elektronischen Kanäle ermöglichen im Falle der Weltmusik genau das, was das Medium des Geldes in der Ökonomie leistet: Ausdifferenzierung des Systems in einer verallgemeinerten Produktion der Differenz[6]. War der Gebrauchswert noch durch eine authentische Wertschätzung eines – womöglich in liebevoller Kleinarbeit gefertigten – Gegenstandes vom Individuum selbstbestimmt, so wird beim Übergang zum Tauschwert die Menge der monetären Äquivalente durch die Austauschbarkeit festgestellt. Das Authentische der Schätzung geht auf die gleiche Weise wie im Fall des Lokalen verloren, in der Beziehung zum Anderen, in diesem Fall dem Marktgeschehen. Letzlich ist niemand in der Lage den Preis einer CD mit madegassischer Hirtenmusik festzulegen oder zu begreifen. Doch bei jedem Kauf entscheiden die Käufer, daß ihnen das Objekt diesen Preis wert ist. Auf diese Weise führt der Gebrauchswert ein gespenstisches Dasein im Tauschwert fort, und genau so behält auch das Lokale und die kulturelle Identität seine symbolische Wirksamkeit – als Simulationsreferential[7].

Die Ästhetik der Weltmusik ist in dieses allgemeine Spiel der Zeichen einbezogen. Die Ausschöpfung der lokalen Differenzen gehorcht dem gleichen Gesetz wie die Wiederbelebung zeitlich entfernter Musikstile. Alle Differenzen, alle möglichen Formen lassen sich im alt/neu-Code der Mode aufgreifen oder wiederholen. World Music wird auf die gleiche Weise in den Zyklus der Mode gezogen, auf die auch altbekannte Schlagerstars wie Marianne Rosenberg recyclebar sind. Alle Differenzen erleiden in der Simulation das gleiche Schicksal, sie verlieren ihre angestammte Bedeutung und werden ursprungslos.

Global Players aus dem Süden

▶ Man mag das Aufgehen des Lokalen in der Simulation bedauern, doch für die MusikerInnen der Minoritäten schafft das Verschwinden des Authentischen und traditionell Realen eine neue Basis für eine Strategie der günstigen Gelegenheiten. Wenn überhaupt ein emanzipatorisches Potential in der Weltmusik liegt, dann ist es nicht durch kritische Distanz zum Mainstream oder die Wiederentdeckung des vermeintlich Echten gegeben. Es ist vielmehr so, daß die Peripherie die Ordnung der Simulation sowohl durchschaut, als auch virtuos mit den Differenzen zu spielen weiß. Die kulturellen Umwälzungen der Mediamorphose eröffnen auch dem Süden eine Chance, und er nutzt sie. Für den Gedanken der Emanzipation ist das nicht eben viel, aus der Perspektive der Minderheiten zeigt sich in der Handhabung der neuen Techniken ein möglicher Fortschritt. In der Musik können neue Global Players auch aus dem Süden kommen.

Unter dem Zeichen der World Music gelingt es ethnischen und sozialen Minderheiten ihre Differenz auszudrücken und gleichzeitig Erfolge auf dem Weltmarkt zu erzielen. Dabei wird ganz pragmatisch mit dem Grad der Anpassung gespielt. Youssou N´Dour gibt in Senegal nicht autorisierte Schallplatten heraus, die zur Zirkulation für den eigenen, lokalen Markt in Senegal und Gambia bestimmt sind. Der soziale Gebrauch lokaler »Originalversionen« kann dem der einstmaligen Verwendung der Rockmusik ganz analog sein, hier wird man kaum von Weltmusik sprechen können. Gleichzeitig gibt es CDs, die von Virgin weltweit vertrieben werden[8]. In Kenntnis der Hörerwartungen des Nordens wird der globale Markt mit entsprechenden Abmischungen bedient. Alles, was man dazu wissen muß, wissen sie aus den Massenmedien.

Mit der Weltmusik entzieht sich die Peripherie der Kontrollmacht der Netze wie der Zentren nicht durch Determination, nicht durch die negative Position der Kritik, sondern durch Bejahung der Unbestimmtheit[9]. Die Minderheiten setzen mit den Massenmedien Mitteilungen in Umlauf, die an niemanden adressiert sind. Sie profitieren von der vervielfältigbaren Bedeutung von World Music. Das »anything goes« verleiht der Weltmusik die Unschärfe, als nötige Voraussetzung für den lebhaften Gebrauch in den verschiedensten, nicht notwendigerweise kritischen Diskursen. Egal, ob positive Geister die unbegrenzten Möglichkeiten der Kombination und Inspiration betonen, Konsumhedonisten auf das kaum zu bewältigende Angebot der akustischen Genüsse zugreifen oder Anhänger der NeuZeit ihre Wiedervereinigung mit dem Körper mit afrobrasilianischen Rhythmen feiern. Für die Weltmusik ist die Streuung des Sinns von eminenter Bedeutung. Sie erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß eine günstige Gelegenheit eintritt.

Die Ordnung der Simulation, in die die Mediamorphose die Weltmusik zieht, ist jenseits der Ordnung der Kritik und jenseits der kolonialen Ordnung. Sie arbeitet mit dem Mittel des Zufalls, der von jeher auf der Seite der Schwächeren stand. Niemandem kann das Unvorhersehbare ungelegener sein als dem phallokratischen Zentrum, das seine rigide Ordnung aufgerichtet halten will. Und niemand wird die Simulation leichter begrüßen können als die zerstreute Ohnmacht der Peripherie. Vielleicht gibt es kein anderes Potential in der Weltmusik als dies: Daß der Zufall zum Organisationsprinzip wird und die Zeichen der Differenz frei flottieren. Und daß das Einschwenken in die Simulation vor allem ein Problem für die Macht wird, die eine lohnende Ordnung der Wirklichkeit zu verteidigen hat.

Anmerkungen:

1 Kurt Blaukopf, Musik im Wandel der Gesellschaft, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1996.

2 Jocelyne Guilbault, Über die Umdeutung des »Lokalen« durch die World Music, in: Forschungszentrum Populäre Musik (Hrsg.), Pop Scriptum 3, Zyankrise, Berlin 1995.

3 Paul Virilio, Rasender Stillstand, Hanser Verlag, München 1992.

4 Veit Erlmann, Ideologie der Differenz. Zur Ästhetik der World Music, in: Forschungszentrum Populäre Musik (Hrsg.), Pop Scriptum 3, Zyankrise, Berlin 1995.

5 Jean-François Lyotard, Das postmoderne Wissen: Ein Bericht, Edition Passagen, Wien 1986.

6 Niklas Luhmann, Die Realität der Massenmedien, Westdeutscher Verlag, Opladen 1996.

7 Jean Baudrillard, Der symbolische Tausch und der Tod, Matthes & Seitz, München 1991.

8 Iain Chambers, Reisende Klänge, wessen Zentrum, wessen Peripherie?, in: Forschungszentrum Populäre Musik (Hrsg.), Pop Scriptum 3, Zyankrise, Berlin 1995.

9 Jean-François Lyotard, Das Patchwork der Minderheiten, Merve Verlag, Berlin 1977.

▶ **Thomas Cernay** ist Mitarbeiter des **iz3w**.

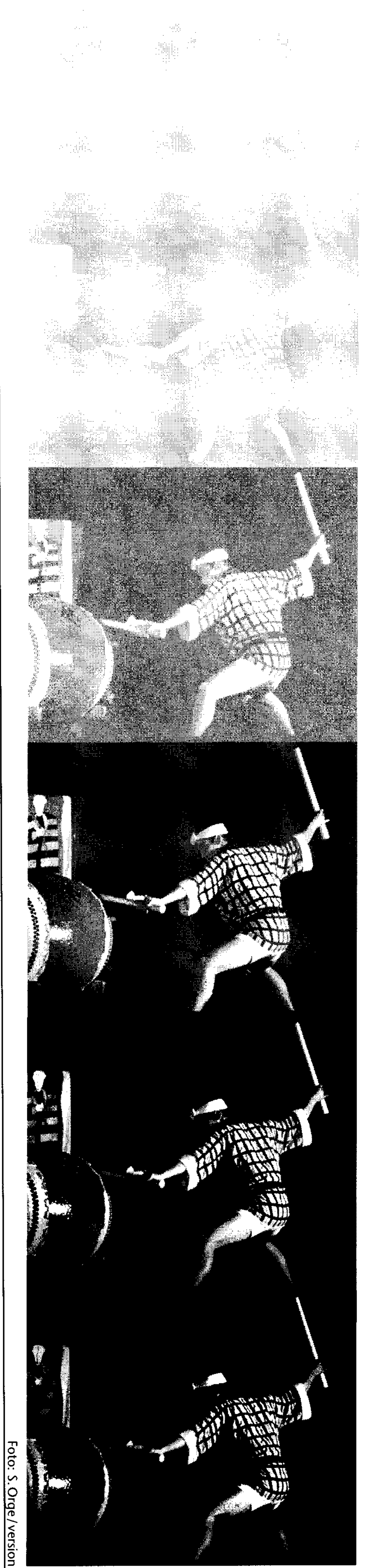


Foto: S. Orge / version

Die Ratio des Irrationalen

Ganzheitsutopien in der Musikphilosophie des New Age

von **Peter Niklas Wilson**

Daß die Plattenindustrie Mitte der achtziger Jahre wieder zuversichtlich in die Zukunft sehen konnte, war nicht zuletzt der New Age Music als neuem musikalischen Phänomen zu verdanken. Fast alles konnte in dieser Sparte untergebracht werden, so es mit Begriffen wie meditativ, natürlich, kosmisch oder sanft zu assoziieren war: vom obertonschwangeren Synthesizergeblubber über Weltmusik bis hin zum Gesang der Buckelwale. Doch so weltoffen und ganzheitlich sich die New Age-Philosophie auch präsentiert, so repressiv agiert sie im Umgang mit Differenz.

► Was als *New Age Music* gelten soll oder nicht, entscheiden selten die Komponisten oder Interpreten, sondern die Marketing-Fachleute. Die wenigen Gemeinsamkeiten, die die als New Age Music gehandelten Musikarten aufweisen, sind so oberflächlich, daß sie weniger von struktureller oder geistiger Verwandtschaft künden als von einem beängstigenden Verlust an Differenzierung des Hörens. Ganz gleich, welche der musikphilosophischen Konzepte, die für solche ästhetische Nivellierung zuständig sind, in Augenschein genommen werden: Immer wieder trifft man auf zwei Momente, die zu grundsätzlicher Reflexion herausfordern – einmal auf den Begriff von *Ganzheit*, zum anderen auf das damit verbundene Verhältnis des Neuen Denkens, Fühlens, Hörens zur *Rationalität*. Denn da sind offenbar intellektuelle Stereotype, ja Mechanismen am Werk, die es erlauben, von einer recht rigiden inneren Logik einer Musikphilosophie zu sprechen, die äußerlich dem abendländischen Rationalismus abgeschworen hat: einer Ratio des Irrationalismus.

Ganz, aber nicht sanft: Repressiver Holismus

► Ganzheit ist ein Schlüsselwort des musikalischen (und natürlich nicht nur des musikalischen) New Age. Kaum eine andere Vokabel kehrt mit solch beharrlicher Häufigkeit in den Quellentexten der New Age-Musikbewegten wieder. So geht es beispielsweise dem Münchner Komponisten und Buchautor Peter Michael Hamel darum, den Lesern ein neues, den *Menschen in seiner Ganzheit* erfassendes Musik-Erleben nahezubringen, um eine *ganzheitliche Hörweise*, ein *»integrales« Hörbewußtsein*, um so schließlich ganze Menschen im Sinne einer integralen Gesamtheit zu werden.[1] Und wenn der ehemalige Südwestfunk-Jazzredakteur Joachim-Ernst Berendt die Vorzüge des in unserer Zivilisation zum Sinnesorgan zweiter Klasse degradierten Ohrs preist, so eben ob seiner Fähigkeit, das Leben als Ganzes aufzunehmen. Aufgabe des neuen Musikdenkens ist es, *das Ganze als Eines verstehen und deshalb auch darstellen zu wollen.*[2]

Beispiele dieser Art gibt es viele, ihnen gemein ist das Ziel der Ganzheit – Ganzheit der Perspektive, der Weltendeutung, der Weltanhörung. Zergliederung, Analyse, Partikularisierung ist das negative Gegenbild. Und dieses Gegenbild ist mit den Begriffen »Wissenschaft«, »Rationalität« und »mechanistisches Weltbild« behaftet, kurz: mit der ganzen Tradition der abendländischen Neuzeit oder Moderne, zu der sich die Philosophie des New Age post-modern als holistische Alternative sieht. Wo die akademische Denktradition Synthesebedürfnisse, Sehnsüchte nach integrativer Welterklärung nicht mehr befriedigt, tritt die *Laienmetaphysik*[3] des New Age auf den Plan. Der wohlbedachte Rückzug der Wissenschaft von den großen Systemen schuf den Nährboden der *neo-synthetischen* Systeme des New Age, die keine Scheu vor apodiktischen ontologischen Aussagen haben und diese mit ungebrochener Selbstsicherheit verkünden.

Wenn Wolfgang Welsch in bezug auf den Holismus des New Age von *gegenwärtigen Sehnsüchten* spricht, so ist zu ergänzen, daß diese Sehnsüchte natürlich keine wirklich neuen Gefühle, sondern alte Emotionen in aktualisierter Diktion sind. Das Streben nach ganzheitlicher Welterklärung war seit jeher eine Triebfeder philosophischen und religiösen Denkens. Stets wurde und wird die Einheit von Makro- und Mikrokosmos und damit die Einbindung des Menschen in ein umfassendes kosmisches Gefüge gesucht. Diese Art der Totalität verspricht Geborgenheit im Weltganzen: der Mensch als Partialton im kosmischen Klang. So läßt sich das existentialistische Schreckensbild des Geworfenseins in eine fremde Welt überwinden. Diese Renaissance ganzheitlichen Denkens spiegelt einerseits die Reaktion auf das Erschrecken

über den Zustand der Welt, auf ökologische, politische, soziale Katastrohphenszenarien, zum anderen ist sie Reflex auf die verwirrende Pluralität und Zersplitterung modernen Denkens – und damit ein Symptom für das Nicht-Ertragen-Können von Komplexität.

Ganzheit vom Elementarteilchen bis zur Galaxie postulieren die harmonikalen Systeme des New Age. Das Universum nicht als Uhrwerk, sondern als gigantischer kosmischer Klang mit unzähligen Teiltönen, und dazu als harmonischer Klang aus ganzzahligen Proportionen. Daß die moderne Philosophie und Musiktheorie solche Totalität mied, hatte weniger mit der Blindheit der Spezialisten oder der Unfähigkeit zur Synthese zu tun als mit schlechten Erfahrungen mit den Holismen der großen Systemphilosophen früherer Zeiten. Denn stets hatte sich das Integrale zugleich als das Dogmatische erwiesen, die große Konsonanz als Unterdrücker individuellen dissonanten Einspruchs. Holistisches Denken krankt also daran, daß es keine Ganzheitsoption gibt, in der sich alle Positionen aufgehoben fühlen. Und daraus folgt: *Zu »erfüllter« Totalität kann man nicht anders als durch Totalisierung eines Partikularen gelangen, und das heißt zugleich: durch massive Elimination anderer Optionen, durch eklatanten Ausschluß. Das Ganze wird nur erreichbar, indem man gegen seine Logik, gegen seine Dialektik, gegen seinen Ausgriff verstößt. Terror ist der einzig effiziente Weg zum Ganzen. Und der Weg vom strukturellen zum faktischen Terror ist kurz. Eigentlich ist er gar keiner. Der Unterschied betrifft nur Erscheinungsformen. Um Terror handelt es sich auch schon auf der Ebene des Diskurses, nicht erst im Lager.* [4]

Harte Worte gegen die doch so sanfte, ökologische, aufs menschliche Maß bezogene Ganzheit, von der die New Age-Theoretiker schwärmen. Doch daß die damit verbundene Harmonie eine verordnete ist, in der Dissonanz allemal den Beigeschmack des negativ Abweichenden hat, können selbst die Verlautbarungen dieser sanften Zeitgenossen nicht gänzlich verbergen. Der europäischen Konzertmusik hält Berendt beispielsweise vor: *Die westliche Musik hat mit Tönen getan, was die Wissenschaft seit Descartes und Bacon mit der Natur tat. Sie abstrahierte, isolierte, entfremdete sie, löste die Dinge aus ihrem natürlichen Zusammenhang.* [5] Dissonanz wird als Zerfallserscheinung begriffen.

Das Doppelspiel mit der Vernunft

▶ Wenn die Musiktheoretiker des New Age so klare Antworten auf die Beschaffenheit der Welt und die ihr angemessene Struktur der Musik haben, so haben sie natürlich auch ein ebenso einhelliges Feindbild: den »Rationalismus«. *Denn gerade der Exzeß des Rationalismus ist es ja gewesen, der unsere Welt dem politischen, gesellschaftlichen, ökonomischen, ökologischen Kollaps entgegen geführt hat.*



Autonome Strukturen fremder Tonsysteme? ('Ouza', Dakar April '97)

(J.E. Berendt, Nada Brahma, S.409) Doch Berendts Verhältnis zu Rationalität ist nicht mit bloßer Negation zu fassen. Es ist ein komplexeres, genauer gesagt: ein taktisches, ein parasitäres Verhältnis. Denn Berendts Bücher strotzen nur so von wissenschaftlichen Daten, Produkten des Rationalismus, die als glaubwürdige Belege seiner Thesen herhalten dürfen, von großen Wissenschaftler-Namen, die die Seriosität von Berendts Gedankengebäude garantieren sollen. Doch wehe, wenn die Wissenschaft an den Fundamenten des harmonikalen Weltenbaus rüttelt! Wann Rationalität »erlaubt« ist, entscheidet der Autor – ein zynisches Doppelspiel mit kritischer Vernunft.

Dementsprechend wimmelt es in vielen New Age-Manifesten von ad-hoc-Hypothesen, beliebigen Schlußfolgerungen und unausgelösten Widersprüchen. Berendts harmonikales Weltenkonstrukt beispielsweise beruht auf der Analogie von Makro- und Mikrokosmos. Elementarteilchen und Moleküle, Planeten und Galaxien, Gehirnwellen und Schallwellen sollen in den gleichen Proportionen schwingen. Doch gibt es leider allzu viele Zahlen und Werte, die das schöne Bild vom Universum als Monochord trüben: Falsifikation der Grundthese, möchte man meinen. Nicht so für Berendt. Ihm kommt in den Sinn, daß das menschliche Ohr unter gewissen Bedingungen bereit ist, Töne, die bis zu 40 Prozent eines Halbtonschrittes von einer bestimmten Tonstufe abweichen, auf die jeweilige Stufe »zurechtzuhören«. Und schon ist des Rätsels Lösung gefunden: *Kein Zweifel: Wenn es in der Musik »Zurechthörbereiche« [...] gibt, dann muß es sie [...] auch in der Natur geben. Es wäre absurd, von der Natur eine größere Genauigkeit zu verlangen als von der Musik, die doch die Proportionen der Natur abbildet...* (J.E. Berendt, Das Dritte Ohr, S.177) Wenn die Musik eben nicht »abbildet«, was sie abbilden soll, dann nur deshalb, weil das Vor-Bild, die Natur, eben auch nicht »stimmt«. Die Urbild-Abbild-Relation steht offenbar a priori fest. Mehr noch: Abweichung ist nicht Falsifikation, sondern Bestätigung: *Auch unsere irdische, hörbare Musik wäre langweilig, wenn es keine »leiterfremden« Töne in ihr gäbe und immer nur reine Dreiklänge hinauf- und hinunterkadenziert würden. Auch insofern bestätigen also die »Abweichungen« den harmonikalen – den musikalischen – Charakter des Universums. Sie bestätigen Nada Brahma.* (J.E. Berendt,


Foto: R. Maro/Version

Nada Brahma, S.140) Kühner wurde selten mit der abendländischen Logik hantiert. Begründet sich das Nada Brahma-Gebäude (die Welt ist Klang) zunächst auf der Gleichheit von Proportionen, so sind es plötzlich gerade die Abweichungen, die es zementieren. Und war erst die Musik klingendes Abbild des Kosmos, so ist es nun umgekehrt: Da es in der Musik nicht gar so genau genommen wird, kann man das auch vom Kosmos, der jetzt der Menschen-Musik nachgebildet scheint, nicht verlangen.

Daß das Erkenntnisinteresse des Harmonie-Suchenden das Ergebnis schon vorwegnimmt, liegt auf der Hand. Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück. Sollte doch einmal eine Dissonanz anklingen, dann hören wir sie uns schon zurecht, um nicht zu sagen: wir biegen sie uns zurecht. Und wo die Widersprüche der New Age-Bewegten allzu augenfällig werden, dispensiert sich die Vernunft sicherheitshalber selbst. Ihr Denken ist eben nicht in den kleinlichen Begrenzungen des Rationalismus fassen: Es ist nicht irrational, sondern schlicht überrational. *Wir sollten uns nicht als »anti-aufklärerisch« denunzieren lassen*, ruft Berendt seinen Jüngern zu: *Wir haben die Aufklärung in uns, wir bewahren sie – und können eben deshalb über sie hinausgehen.* (J.E. Berendt, Das Dritte Ohr, S.102)

Eurozentrischer Universalismus

► Man könnte die harmonikalen Spekulationen der New Age-Musikphilosophen als befremdliches, doch harmlos-friedliches Glasperlenspiel abtun, wäre da nicht die makrokosmische, musikpolitische Kehrseite jener esoterischen Spekulationen über die tiefere Einheit von Violinschlüssel und Sanyassin-Orange. Denn Ganzheit, musiksoziologisch gewendet, meint Weltmusik. Es ist hier nicht der Ort, die verwickelte Entstehungsgeschichte und die Fülle der Bedeutungsnuancen dieser Zeitgeist-Vokabel zu durchleuchten. Wenn im Zusammenhang mit den Schriften der New Age-Theoretiker von Weltmusik die Rede ist, dann ist jedenfalls nicht die heterogene Pluralität der Musiken der Welt gemeint, sondern die Idee einer spirituellen und letztlich auch strukturellen Einheit der Musik aller Völker. Auch hier besetzt die Musikphilosophie des New Age ein Feld, das die moderene Musiksoziologie und -ethnologie längst aus gutem Grund geräumt hatte. So formulierte Zofia Lissa in einem Essay über das Wesen des Universalismus in der Musik, (...) *daß eine wesentlich »universale« Musik nie existierte; es gab nur immer die Musik eines bestimmten Milieus, einer Schule, eines Volkes. Wenn es in bezug auf die Literatur stimmt, daß sie nie völlig adäquat übersetzbar ist, so ist auch die Musik – nicht semantisch, daher ohne Übersetzung auskommend – im Grunde nicht restlos »übersetzbar««, denn sie stößt auf verschiedene Perzeptionhaltungen, Gewohnheiten, Traditionen, verschiedene auditive und begriffliche Interpretationen, in einem ihr fremden Milieu gelangt sie in ein anderes »semiotisches Feld«.*[6]

Und es war die reale Pluralität nicht allein der Musiken, sondern auch des Umgangs mit Musik, des Musikdenkens, der Auffassung von Musik, die die Musikethnologie dazu brachte, die Idee einer »vergleichenden«, d.h. die Musik allein strukturell nach vorgegebenen und einheitlichen Kriterien analysierenden, Musikwissenschaft ad acta zu legen. Stattdessen begriff sie im Sinne einer musikalischen Kulturanthropologie jede Musik als spezifisches Ergebnis einmaliger kultureller Prozesse, als ästhetische Ausprägung bestimmter Lebensformen, die aus ihren eigenen Prämissen zu deuten sind, und nicht durch Anwendung eines angeblich universalen Kriterienkatalogs, der seine europäische Provenienz dann doch nicht leugnen kann.

Doch genau solche irreduzible Pluralität der Musiken der Welt ist für die Vordenker des New Age offenbar eher eine beängstigende als eine beglückende Erfahrung. *Überall sind es die gleichen Proportionen, die der Musik der Völker und aller Kulturen zugrundeliegen, Proportionen, die letzlich durch die Ganzzahligkeit der Obertonreihe konditioniert werden: durch physikalische Befunde also, an denen kein Musiker der Welt etwas ändern kann. Was von diesen Befunden abweicht, wird »zurechtgehört« (...)*[7]

So wird die Musik der Welt ins harmonikale Korsett gezwängt, und wo es nicht paßt, ist die Zurechthör-Hypothese immer griffbereit. Daß dies intellektuellem Kolonialismus gleichkommt, ist evident: Wo Musikkulturen, die, wie etwa die javanische und balinesische, eigenständige, von europäischen Modellen eklatant abweichende, völlig anderen Gesetzmäßigkeiten folgende Tonsysteme entwickelten, dann doch wieder nur als »zurechthörbare« Varianten kosmisch-ganzzahliger Proportionen interpretiert werden, vereinen sich kultureller Hochmut und mangelnde Hörsensibilität zu einem unguten Ganzen. Das Zurechthören fremder Musik, also die Unfähigkeit, fremde Tonsysteme in ihrer autonomen Struktur wahrzunehmen, der Reflex, sie stets aufs Eigene zu beziehen, wird zum Positivum verkehrt: als die Fähigkeit nämlich, die »gemeinsame Basis« hinter all den angeblich unwesentlichen »Abweichungen »zu erkennen – wobei der europäische Harmonienmeister definiert, was Abweichung, was Basis ist – das, wonach wir

zurechthören, wird zum Maß aller Dinge. Und daraus folgt: *Was Musiken unterscheidet, sind eigentlich nur Beigaben- »accessoires«. Was sie verbindet, ist ihr eigentliches Wesen.* (J.E. Berendt, Über Weltmusik, S.8)

Das Fremde wird also nicht als wesentlich Anderes, sondern als Variante des Eigenen gedeutet und das Eigene zum Ganzen hypostasiert. Hören ist da nicht mehr ein dynamischer, kulturell determinierter Prozeß, sondern eine biologische Konstante – was um so fragwürdiger ist, als Berendt selbst in einem Kapitel des *Nada Brahma*-Buchs die Geschichte der europäischen als die Geschichte der Verschiebung und Erweiterung der Vorstellung von Konsonanz deutet. (J.E. Berendt, Nada Brahma, S.181-183) So besehen, könnte man den Sound der Weltmusik allenfalls als Polyphonie verschiedener im Fluß begriffener Konsonanzerlebnisse erklären- doch für derartige Pluralität hat das neo-synthetische Denken des New Age eben keinen Platz. Wir sind ein Ohr, und es gibt nur eine Harmonie.

»A trip into the inner self«

► So überrascht es auch nicht weiter, daß manche New Age-Autoren die Musiken außerhalb des europäischen Kulturraums weniger als Quelle neuer und fremder akustischer Erfahrungen schätzen, sondern primär als Mittel, eigene, angeblich durch den Exzeß des Rationalismus verschüttete, Strukturen zu reaktivieren. Für Peter Michael Hamel *öffnet sich (...) über die Begegnung mit den magischen und mythischen Kulturen Asiens, Afrikas und Südamerikas ein Weg, zu versunkenen Elementen unseres eigenen Bewußtseins zurückzufinden.* (Hamel, S.10) Und auch Joachim-Ernst Berendt meint, beim Hören der Musiken anderer Kulturen letzlich doch nur Altbekanntes, doch Verdrängtes wiederzuhören: *Die Reise in die Weltmusik ist in Wirklichkeit nicht eine Reise nach Indien oder in irgendein anderes fremdes Land, sondern »a trip into your inner self«.* (J.E. Berendt, Über Weltmusik, S.12)

Wer da noch auf der essentiellen Verschiedenheit der Musikkulturen insistiert und vor leichtfertigen Analogien zwischen strukturell und spirituell völlig heterogenen Musiken warnt, muß sich von den Weltenharmonie-Verkündern »Purist« nennen lassen. Und Purismus ist im entgrenzenden Denken des New Age allemal ein Schimpfwort. *Latent faschistoid* findet Berendt das Bestreben von Musikethnologen, die sich für die Erhaltung traditioneller Musikkulturen einsetzen. (J.E. Berendt, Über Weltmusik, S.9ff) Er verweist hingegen auf die musikalische Vielfalt, die im Zuge jahrhundertelanger interkultureller Austauschprozesse entstand und nennt als Paradigma der bereichernden Wirkung derartiger synthethischer Vorgänge den Jazz, die polykulturelle Musik per se.

Doch der Vergleich hinkt. Frühere musikalische Akkulturationsprozesse, die zweifellos zur Bereicherung und Diversifizierung von Musikkulturen beitrugen, waren vergleichsweise langsame und regional begrenzte Austauschvorgänge. Die kulturelle Wechselwirkung von Orient und Okzident im Verlauf der Kreuzzüge wäre ein Beispiel, und auch der Jazz entstand erst nach vielen Jahrzehnten afro-euro-amerikanischer Akkulturation. Die heutige Situation aber ist kategorial anders. Nicht nur, daß die modernen, vom Westen beherrschten Markt- und Kommunikationsstrukturen schneller denn je in der Menschheitsgeschichte kulturelle Inhalte transportieren – sie tun das auch mit einer Totalität, Tiefenwirkung und vor allem Einseitigkeit, für die es keine historischen Präzedenzfälle gibt. Und dementsprechend verschwinden mit ebenso ungekannter Geschwindigkeit die materiellen und sozialen Lebensgrundlagen, unter denen nicht-westliche Musikkulturen in jahrhunderte-, ja jahrtausendelanger Entwicklung gewachsen waren. Die gegenwärtigen politischen Strukturen forcieren ebenso kulturellen wie ökologischen Raubbau am Weltganzen, und wer das nicht sieht oder es, wie Berendt, als für alle Seiten bereichernden Kulturaustausch mißdeutet, hat offenbar den Begriff »Macht« aus seinem harmonistischen Denkrepertoire gestrichen. Oder, wie es der Schweizer New Age-Kritiker Hans A. Pestalozzi in seinem scharfzüngigen Manifest *Die sanfte Verblödung* so prägnant formuliert: *New Age verdrängt die Machtfrage. Sie ist für New Age einfach nicht existent. Wie kommt man dazu, Hunderte von Seiten über »Wendezeit« zu schreiben, und das Machtproblem nicht einmal anzudeuten?*[8]

Gerade um die Frage politischer und damit auch kultureller Herrschaft aber geht es, wenn man von Weltmusik redet. Denn auch da, wo musikalische Traditionen nicht längst ausgerottet wurden, wird mit ihren Relikten von westlicher Seite mit einer eurozentrisch-kolonialen Attitude umgegangen, die zeigt, daß die kulturelle Autonomie der sogenannten Dritten Welt nicht eben respektiert wird.

Man mag sich fragen, warum hier so kompromißlos gegen die Thesen und Denkstrukturen der New Age-Musiktheoretiker zu Felde gezogen wird, zumal unser Umgang mit Klang, unser Hörverhalten doch tatsächlich der Kritik bedarf. Auch ich bin von der Notwendigkeit einer akustischen Re-Sensibilisierung überzeugt; auch ich glaube, daß sich die Begegnung mit anderen Kulturen nur bereichernd auf unser kulturelles Selbstverständnis auswirken kann. Aber gerade deshalb muß die Musikphilosophie des New Age um so heftiger kritisiert werden. Denn dort werden wichtige und richtige Inhalte durch falsches Ganzheitsdenken, durch reaktionäre Naturideologien, durch willkürlichen Umgang mit Rationalität und – bewußten oder unbewußten – Kulturkolonialismus ins Zwielicht gerückt, wenn nicht gar diskreditiert oder pervertiert. Um so wichtiger scheint es mir deshalb, die Aufmerksamkeit auf (musik)philosophische Ansätze zu lenken, die sich der Thematik ohne den reaktionären Gedankenballast des Holismus annehmen. So etwa auf die *akustische Ökologie* des kanadischen Komponisten und Musikforschers R. Murray Schafer, ein ganzheitliches, ökologisch reflektiertes, aber nicht harmonikal verengtes Sensibilisierungsprogramm für unsere klangliche Umwelt.[9] Oder, auf philosophischem Terrain, auf Wolfgang Welschs Ansatz zu einer *transversalen Vernunft*, die die Vielzahl existierender Rationalitäts- und Erkenntnisformen berücksichtigen und wechselseitig diskursfähig machen will, ohne verordnete Integration in die Planetenbahnen eines allzuständigen Systems. (Welsch, S. 295-318) Doch vielleicht ist die Dissonanz zwischen meiner Vorstellung von pluralistischer Ganzheit und der homophonen Totalität des New Age nichts anderes als der Dissens zwischen Kynikern und Metaphysikern, den Peter Sloterdijk wie folgt beschreibt: *[...] es war die übel beleumdete Schule der Kyniker, durch die sich der skeptische Widerstand gegen die sozio-kosmozentrische Vereinnahmung des Einzelen zum ersten Mal bissig artikulierte. Kynismus war die erste existentialistische Revolte gegen die Planierung lebender Subjekte im kosmologischen System. [...] Die Kyniker, die Hundephilosophen, ließen es sich spektakulär anmerken, daß ihnen ein dissonant lebender Hund näher verwandt sei als ein harmonisch halbtoter Metaphysiker.* [10]

► Der Beitrag wurde dem Buch *Die Musik der achtziger Jahre*, Ekkehard Jost (Hrsg.), Main 1990, entnommen und von der Redaktion stark gekürzt.

Anmerkungen:

1 Peter Michael Hamel, *Durch Musik zum Selbst*, München und Kassel 1989, S. 9-17f

2 Joachim-Ernst Berendt, *Nada Brahma – Die Welt ist Klang*, Frankfurt a.M. 1983, S.18f

3 Peter Sloterdijk, *Kopernikanische Mobilmachung und prolemäische Abrüstung*, Frankfurt a.M. 1987, darin: *Tonalität als Neue Synthese*, S. 77-120, hier S. 89

4 Wolfgang Welsch, *Unsere postmoderne Moderne*, Weinheim 1987, S.62

5 Berendt, Das Dritte Ohr – Vom Hören der Welt, Reinbek 1985, S. 375

6 Zofia Lissa, *Vom Wesen des Universalismus in der Musik*, in: *Weltkulturen und moderne Kunst*, München 1972, S.22

7 Joachim Ernst Berendt, *Über Weltmusik*, in: *Jazz Podium*, März 1985, S. 8-13

8 Hans A. Pestalozzi, *Die sanfte Verblödung*, o.O. und o.J. (1985), S. 51

9 R. Murray Schafer, *Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens*, Frankfurt a.M. 1988

10 Peter Sloterdijk, *Kopernikanische Mobilmachung und ptolemäische Abrüstung*, Frankfurt a.M. 1987, S. 100f

---

► **Peter Niklas Wilson** ist Privatdozent am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Hamburg und freiberuflicher Musikpublizist (Bücher über Ornette Coleman, Sonny Rollins, Anthony Braxton und Albert Ayler).

Jazz 'em free
Eine Sozialgeschichte des Jazz



von **Hardy Vollmer**

Jazz war schon Weltmusik, bevor es diese gab: zumindest öffneten sich der Bebop und der Free Jazz, den musikalischen Traditionen des Trikonts, vor allem Afrikas. Jazz als Black Music ist gleichzeitig verbunden mit einer fortwährenden Anpassung an oder Auflehnung gegen die vom weißen Amerika dominierte Musikindustrie. Die Sozialgeschichte des Jazz ist geprägt vom Ringen um Dissidenz und Integration, das auch die heutige Weltmusik heimsucht.

► Im Anfang war New Orleans. Die Stadt am Mississippi-Delta war im vorigen Jahrhundert ein Schmelztiegel ungleicher Kulturen: der europäischen, vor allem französischen, englischen, spanischen und italienischen auf der einen Seite und der afrikanischen in ihren unterschiedlichen Ausdrucksformen auf der anderen. Die Stadt wurde nicht nur, die Voodoo-Hauptstadt der Vereinigten Staaten genannt – sie war es auch. Neben Weißen und Schwarzen gab es eine Zwischenkaste – die der farbigen Kreolen. Das waren die Kinder der Verbindungen zwischen weißen Herren und ihren schwarzen Sklavinnen, die durch das Testament des Vaters freigelassen worden waren, oder es waren Abkömmlinge solcher Freigelassenen. Der Katholizismus der Bevölkerung hatte positive Konsequenzen für die Traditionen der Sklaven gehabt und sollte sie noch lange haben. Zwar wurden die Sklaven hart behandelt, aber ihnen wurde die Freiheit gelassen, ihre Traditionen, Riten und Glaubensüberzeugungen zu pflegen. Zu diesen Traditionen und Sitten gehören – über die Voodoo-Riten hinaus – die Tänze, Gesänge und die Art, die Trommeln zu schlagen.

Die Musiker und Zuhörer jener Zeit sahen in dem, was wir heute New Orleans-Jazz nennen, keine besondere Art von Musik. Wichtigstes Kriterium war die Unterhaltung. Musik war Vergnügen, das hieß im wesentlichen Tanz. Und Vergnügungsviertel gab es in New Orleans viele. Eines der wichtigsten, in denen sich der Jazz herausbildete, war Storyville, ein 1898 von der New Orleanser Stadtverwaltung mit dem Ziel, Prostitution und Verbrechen unter Kontrolle zu bekommen, zum »Rotlicht-Distrikt« erklärter Bordell- und Tanzhallenbezirk. Aber nicht allein die Bordelle und Kneipen von Storyville waren der neuen Musik förderlich, sondern vor allem auch die vielfältigen Blasorchester oder Brassbands. Diese – zum Teil auch als Musikerkooperativen organisierten Gruppen – spielten zu allen möglichen Gelegenheiten auf, vom Straßenfest bis zur Beerdigung.

Schwarze Musiker – weiße Musikindustrie

► Wie man sich denken kann, war die Gruppe der Musiker, die in New Orleans für Unterhaltung sorgte, keineswegs homogen. Eines der wichtigsten Differenzierungsmerkmale des frühen New Orleans-Jazz war die Hautfarbe. Kreolen und Schwarze, die in einer rassistisch geprägten Gesellschaft in verschiedenen gesellschaftlichen Sphären agierten, dominierten die Musikkultur. Mit der Zeit trat aber eine neue ethnische Gruppe an ihre Seite und sorgte für ein gehöriges Konfliktpotential: Weiße Musiker begannen sich im Musikgeschäft der Stadt durchzusetzen und von New Orleans aus Touren in den Norden zu unternehmen. Quer zur ethnischen Schichtung der New Orleanser Musiker-Gemeinde lag eine ökonomische. An der Spitze dieser Pyramide saßen die sogenannten Pianisten-Professoren, die in Storyville arbeiteten. Sie konnten, wenn man den Angaben Roses[1] glauben darf, zwischen 90 und 1000 Dollar in der Woche verdienen. Bandleader von Spitzengruppen wie Kid Ory, Joe Oliver und Freddie Keppard verdienten in den Tanzhallen von Storyville bis zu 75 Dollar pro Woche; ihre Mitmusiker bis zu 50 Dollar. In durchschnittlichen Kapellen verdiente man bei regelmäßigen Engagements bis zu 30 Dollar in der Woche.[2]

Die Lohnverhältnisse und Arbeitsbedingungen waren aber extrem schwankend. Deshalb hatten viele Jazzmusiker noch einen Hauptberuf, im wesentlich kamen sie aus dem Handwerkermilieu. Erst die Musiker von Chicago, New York oder Kansas City versuchten, aus dem Spiel einen Beruf zu machen.

Im übrigen ist es bezeichnend, daß, obwohl die Vielzahl aller frühen Jazzmusiker Schwarze waren, weiße Musiker nach und nach das Musikleben in New Orleans dominierten. Eine der bekannten weißen Gruppen aus New Orleans, die *Original Dixieland Jass Band*, spielte 1917 die erste Jazz-Schallplatte der Welt ein. Der Prozeß der kulturellen Enteignung der afro-amerikanischen Musiker durch die weiße Kulturindustrie hatte begonnen.[3] In einem fortwährenden Prozeß zwischen Anpassung und Unterwerfung oder Auflehnung gegen die miserablen

Verhältnisse entwickelt sich der afro-amerikanische Jazz weiter.

Die große Wanderung

▶ Zum Ende des Ersten Weltkrieges begann die sogenannte Great Migration vom Süden in den Norden der USA. In großem Maße zogen in der Wanderung nach Norden auch die Jazzmusiker mit. Ihr Ziel: Chicago, New York, Kansas City.

Für die Abwanderung waren verschiedene Faktoren ausschlaggebend. Der Norden der USA besaß für die versklavte schwarze Bevölkerung des Südens große Anziehungskraft, denn er galt als das Land der Freiheit, das gelobte Land, in dem es hohe Löhne und keine Unterdrückung gab. So jedenfalls sagte es der Mythos. Direkter Auslöser der großen Wanderung war dann aber erst der Erste Weltkrieg.

Der Bedarf an Arbeitskräften in der durch die Kriegsproduktion angeheizten Industrie wuchs ins Unermeßliche. Binnen weniger Jahre nahm die schwarze Bevölkerung in den Industriezentren des Nordens gewaltig zu. Allein in den vier Großstädten New York, Chicago, Detroit und Philadelphia wuchs sie durch Zuwanderung aus dem Süden zwischen 1910 und 1930 von 226.000 auf 902.000 an.[4]

Das Zentrum des schwarzen Jazz der 20er und 30er Jahre war der New Yorker Stadtteil Harlem. 1914 wohnten von den 60.000 Schwarzen Manhattans allein 50.000 in Harlem. Harlem entwickelte sich zu einem eigenständigen Gemeinwesen, mit eigenen sozialen Institutionen, Kirchen, Zeitungen, Vereinen, mit einer eigenen Kultur und einem ausgeprägten kulturellen Selbstbewußtsein. Dabei – und das erwies sich langfristig als das entscheidende Dilemma – gehörte Harlem keineswegs denen, die es bewohnten. Denn ökonomisch wurde es beherrscht von weißen Grundstückseignern, weißen Unternehmern, weißen Geschäftsinhabern und weißen Lokalbesitzern.

Der Wandel im kulturellen Selbstbewußtsein der Afro-Amerikaner in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg kam am deutlichsten in einer Bewegung zum Ausdruck, die als Harlem-Renaissance oder Negro-Renaissance in die Geschichte einging. Den intellektuellen Wortführern dieser Bewegung ging es vor allem darum, ihren schwarzen Mitbürgern die eigenen, spezifisch afro-amerikanischen künstlerischen Errungenschaften vor Augen zu führen und sie von einer Orientierung am weißen Wertesystem abzubringen.

Das Bestreben nach schwarzer Unabhängigkeit im künstlerisch-kulturellen Bereich manifestierte sich in zwei Richtungen. Zum einen war da die im wesentlichen von einer schwarzen intellektuellen Mittelschicht vertretene Auffassung, daß der Schwarze ein ebenso guter Weißer sein konnte, er sich also das klassische weiße Bildungsideal aneignen könne.

Dieser auf Assimilation unter Wahrung der eigenen Identität zielenden Position stand eine andere gegenüber, die eine Hinwendung zu einem bisweilen romantisch verklärten Afrikabild vorkolonialistischer Zeiten propagierte. Der in der *African Craze* sich durchsetzende Hang zum Primitivismus und Exotismus wurde ideologisch gestützt durch einen Zirkel von weißen Intellektuellen und Künstlern, die in dieser Bewegung eine Gegenkraft gegen die technisierte Zivilisation der USA und eine Rückkehr zum Zustand natürlicher Unschuld erblickten.

Jungle Nights im Cotton Club

▶ Einer der bekanntesten Brennpunkte für die Umsetzung des African Craze war der Cotton Club in Harlem. Er gehörte einem Weißen, und nur Weiße hatten Zutritt. Die Musiker aber waren schwarz. Bedeutung erlangte der Club eigentlich nur dadurch, daß hier die schwarze Band von Duke Ellington in den Jahren 1927-1931 einen Musikstil fabrizierte, der unter dem Namen Dschungel-Stil in die Jazzgeschichte einging.

Die Dschungel-Assoziationen in programmatischen Stücken wie *Jungle Jamboree, Jungle Blues, Jungle Nights in Harlem und Echoes of the Jungle* wurden vor allem durch bestimmte Growl-, Glissando- und vor allem Dämpfer-Effekte der Blechblasinstrumente hervorgerufen; durch Sounds, die den betuchten weißen Besuchern aus Downtown-Manhattan oder aus der Provinz extrem fremdartig und exotisch erscheinen mußten, die jedoch mit Afrika und afrikanischer Musik so gut wie nichts zu tun hatten.

Was aber Orchester wie das von Duke Ellington von den später in der Swing-Ära dominierenden weißen Orchestern unterschied, war ihr bluesiger Grundton. Archie Shepp hat erst kürzlich die Bedeutung des Blues für die Schwarzen herausgestellt:

»Wenn man sagt, Weiße können keinen Blues singen, ist das genauso, als wenn man von einer schwarzen Person behaupten würde, sie könne keine deutschen Lieder singen, rein formal gesehen. Es geht jedoch weniger um die Form, als um die Qualität. Es gibt gewisse unantastbare Dinge in einer Kultur, die von anderen einfach nicht kopiert werden können. Der Blues gehört dazu, genauso wie meine Erfahrungen. Der Blues ist mehr als Musik – er ist eine Lebensweise, deine Art zu kochen, die Art, dein Haar zu tragen, die Art, wie deine Mutter spricht, die Stadt, aus der du kommst.«

Trotz Blues und Dschungel-Stil setzte sich mit dem *Swing* zunächst eine ganz andere Richtung musikalisch durch.

Mit Swing in und durch die alte Ordnung...

▶ Der Swing war die Musik der Aufschwungsphase, die sich nach der großen Depression von 1929, im Zuge der New Deal-Politik F. D. Roosevelts entfaltete. Das bemerkenswerte dieser Stilrichtung war, daß zunächst schwarze wie weiße Musiker und Bands von dieser Richtung profitierten. Dieser äußere Anschein verleitete viele Kommentatoren dazu, den Swing als *die* Musik Amerikas zu beschreiben, als die Musik, die den Anfang vom Ende der Rassentrennung einläutete. Aber wie immer trügt der bloße Anschein. Daß Bandleader wie Benny Goodman und Artie Shaw es wagten, entgegen den herrschenden Sitten schwarze Musiker in ihre Orchester zu engagieren, galt zwar als ein Schritt in Richtung Gleichberechtigung. Aber die Gleichberechtigung fand nur auf dem Podium statt. Nach Beendigung des Auftritts, im Restaurant oder im Hotel, herrschte wieder die »alte Ordnung«, das heißt Diskriminierung.

Das Bemühen, den Jazz besser an den Mann zu bringen, machte es notwendig, einige seiner typischsten Charakteristiken zu opfern. Der Jazz sollte seinen Ghetto-Geruch verlieren, seine verwegene Aggressivität und ursprüngliche Unbefangenheit. Die dominierende musikalische Organisationsform der Swing-Ära war die Big Band. Perfektes Vom-Blatt-Spiel und Einordnung in eine Satzgruppe waren in den meisten Orchestern der Swing-Ära eine unverzichtbare Voraussetzung, um einen Job zu bekommen. Unabhängiges Improvisieren und kreatives, relativ freies Spiel waren verpönt. Der einzelne Musiker hatte sich in das riesige Bandensemble ein- und unterzuordnen. Der Sound der Musik hatte sich zudem dem Bedürfnis des Publikums anzupassen. Unmittelbares Ergebnis der Musik mußte die Animation des Publikums zum Tanz sein. Nur die Band hatte Erfolg, die in immer größeren Tanzveranstaltungen die Massen zum swingen brachte. Der einzelne Musiker konnte in diesen Mammutorchestern keinen eigenen Stil mehr entwickeln.

Und doch wurde in der Swing-Ära die Basis gelegt für den nachfolgenden gravierenden Umbruch im Jazz, den Bebop.

...und mit Bebop wieder raus

▶ Für die Swingmusiker war das Ende eines Abendauftritts noch längst nicht das Ende des Tages. Nun begann die Phase der *After Hours Sessions*. In kleineren Formationen traf man sich z.B. in Minton's Playhouse in der 52. Straße in Harlem. Hier jammten sich die von den Großorchestern gepeinigten Musiker die Seele frei. Zu einer Hausband um Musiker wie Thelonious Monk (Klavier) oder Kenny Clark (Schlagzeug) gruppierten sich immer andere Musiker und spielten die ganze Nacht durch. Aber auch in größeren Formationen wie den Bands von Earl Hines und Billy Eckstine entwickelten sich neue musikalische Formen.

Musikalisch entsprach der Bebop vor allem dem sich neu formierenden Selbstbewußtsein Afro-Amerikas, weil er verstärkt

gerade jene afrikanischen Elemente des Jazz in den Vordergrund brachte, die im Swing weitgehend verdrängt worden waren: rhythmische Komplexität und Bluesfeeling.

Daß die Bebopper sich der besonderen ethnischen Bindungen ihrer Musik durchaus bewußt waren, mag eine von Dizzy Gillespie geschilderte Episode veranschaulichen. Das Gillespie-Quintett spielte 1944 im Onyx in der 52. Straße; es war die erste Bebopgruppe, die außerhalb des schwarzen Ghettos Harlem auftrat. Eines Abends kam der renommierte (weiße) Saxophonist und Swing-Bandleader Jimmy Dorsey in den Club, um sich die Musik der Bebopper anzuhören:

Dorsey: »Junge! Das Zeug, das ihr da spielt! Ich würde dich wirklich gerne für meine Band anheuern; aber du bist so dunkel!«

Gillespie: »Nun, wenn ich nicht so wäre, würde ich nicht so spielen können. Kennst du irgend jemanden, der so spielt und der deine Farbe hat?«

Dorsey: »Nein, ich fürchte, nicht.« [5]

Ohne Zweifel ist diese Aussage Gillespies von großem Stolz auf die Eigenständigkeit des gefundenen Stils geprägt. Ob man aber deshalb den Bebop als eine Vorgängerbewegung der Black-Power-Bewegung ansehen kann, muß bezweifelt werden, denn die Protagonisten des neuen Stils sahen ihre Arbeit viel pragmatischer. Thelonious Monk sagt über die legendären Sessions bei Minton's: *»Ich habe dort einfach einen gig gespielt; habe versucht, Musik zu machen. Als ich bei Minton's war, stieg jeder ein, der spielen konnte. Ich hatte nicht das Gefühl, daß irgend etwas Neues aufgebaut wurde. Ich hab' praktisch jeden dort bei Minton's gesehen; aber alle haben nur gespielt; keiner hielt Vorträge.«* [6]

Die junge Garde von Innovatoren, die Anfang der 40er Jahre dabei war, die Grenzen des im Swing bislang Üblichen zu überwinden, machte zweifellos Jazzgeschichte; aber sie machte sie nicht bewußt, und sie machte sie nicht unter selbstgewählten Umständen. Es brauchte noch rund zwanzig Jahre, bis Jazzmusiker begannen, nicht nur ihre Einstellung zu den sie umgebenden gesellschaftlichen Verhältnissen lautstark zu artikulieren, sondern ihren Protest auch in Aktionen umzusetzen. Der Free Jazzer Jimmy Lyons über den Bebop der 60er Jahre: *»Der Bebop war in gewissem Sinne sehr romantisch. Er sprach über heroische Aktionen, über Dinge, die politisch und musikalisch zu tun seien; aber er tat sie nicht jetzt. Im Grunde ging es im Bebop eher um die Idee dessen, was zu tun sei, als darum, tatsächlich etwas zu tun.«* [7]

Free Jazz goes World Music

► Der Free Jazz war dann eine Bewegung der Befreiung. Die antiimperialistischen Bewegungen der Dritten Welt und die Ghettoaufstände in den USA, der Kampf um Gleichberechtigung und darüber hinaus der Kampf um die eigene ökonomische, politische und kulturelle Autonomie der Schwarzen prägte den neuen Musikstil. Die wachsende Desillusionierung schwarzer Amerikaner hinsichtlich einer friedlichen Integration in die Great Society und die partielle Abwendung von einer durch weiße Werte bestimmten Welt fand dabei im ideologischen Überbau der Free Jazz-Szene ihren Ausdruck: in der Ablehnung des Begriffes Jazz als einer weißen Etikettierung der schwarzen Musik und in dem Insistieren auf Bezeichnungen wie *Black Music, Black Classical Music, New Black Music* oder – in der hypertrophen Selbstdefinition des Art Ensembles of Chicago – *Great Black Music.* Archie Shepp, einer der eloquentesten Vertreter eines kompromißlosen Black Music-Konzepts, sagte: *»Wenn wir unsere Musik weiterhin Jazz nennen, dann müssen wir uns auch weiterhin 'Nigger' nennen lassen.«*

Die gesellschaftlich bedingte Afrikaorientierung zahlreicher Jazzmusiker seit den späten 50er Jahren kann nicht isoliert gesehen werden. Sie stand im Zusammenhang mit einer unter weiten Teilen der schwarzen Intellektuellen (aber nicht nur dort) verbreiteten Abwendung vom Normenkanon westlicher (d.h. europäischer und euro-amerikanischer) Kultur, Ästhetik und Philosophie und damit verbunden einer politisch und spirituell motivierten Hinwendung zu den Kulturen der Dritten Welt. War Afrika für die schwarzen Amerikaner der unmittelbare, herkunftsmäßige Bezugspunkt, so rückten nun die Länder der Dritten Welt insgesamt aufgrund ihrer politischen Entwicklung in den Brennpunkt ihres Interesses.[8]

Die fortschreitende Solidarisierung Afro-Amerikas mit den Ländern der Dritten Welt während der 60er und frühen 70er Jahre fand ihren Niederschlag in der wachsenden Bereitschaft zahlreicher Free Jazz- Musiker, sich mit den musikalischen Gestaltungsprinzipien dieser Länder auseinanderzusetzen.

Hatte der Bezug auf die afrikanischen Wurzeln direkte politische Aktionen zur Folge, war die Hinwendung zu den anderen Weltmusikkulturen auch ein gewaltiges Stück mystizistisch geprägt. Insbesondere Asien bot für viele schwarze Musiker neue religiöse Inspiration (z.B. John Coltranes »A Love Supreme«).

Mit der Öffnung des Jazz hin zur Weltmusik war das Tor aufgestoßen: Nicht nur die musikalischen Traditionen des Trikonts verschmolzen nun mit dem Jazz, sondern im Prinzip alle Musikrichtungen vom Rock, Pop bis zur modernen Klassik gingen eine Symbiose mit dem Jazz ein. Nun ließ sich nicht mehr einfach von Jazzmusik sprechen. Jazz wurde im Zeitalter seiner freien Entfaltung Weltmusik.



Jazzklub der 50er Jahre in Südafrika

Anmerkungen:

1 Al Rose: Storyville – New Orleans, Alabama, 1974

2 Ein Fabrikarbeiter in den USA verdiente 1909, zu dem Zeitpunkt also, als Storyville in höchster Blüte stand, im Durchschnitt 9,96 Dollar pro Woche; in den Südstaaten, zu denen ja New Orleans gehört, sogar nur 7,07 Dollar. Ein Zimmermann oder Maurer in New Orleans konnte mit rund 13 Dollar in der Woche rechnen.

3 Über die Herkunft des Begriffs Jazz ist viel geforscht und gerätselt worden. Um die Jahrhundertwende waren z.B. die Redewendungen »to jazz it« oder to jazz 'em up gebräuchlich. Sie hatte die Bedeutung von »aufheizen«, oder »mehr Rhythmus unterlegen«. In anderen Interpretationen heißt es auch »erregen« oder beschleunigen«.

4 Ekkehard Jost, Sozialgeschichte des Jazz in den USA, Frankfurt 1982, S. 41f

5 Arnold, Shaw: 52nd Street. The Street of Jazz, New York, 1977

6 Robert Levin: The Emergence of Jimmy Lyons, in: John und Robert Levin: Music and Politics, New York, 1971

7 Valerie Wilmer: As Seriuos as Your Life. The Story of the New Jazz, London,1977

8 V. Brandes: Black Brother. Die Bedeutung Afrikas für den Freiheitskampf des schwarzen Amerikas, Frankfurt, 1971
Die Gegenbewegung kam prompt. Unter Führung des einstigen Black Panther-Aktivisten Stanley Crouch und des Trompeters Wynton Marsalis, unter dem Einfluß der Reagan-Ära, formiert sich eine political correctness-Bewegung im amerikanischen Jazz. Weg mit den falschen Einflüssen der Weltmusik, zurück zu den angeblichen reinen Wurzeln des amerikanischen Jazz, ist das Credo der rechtskonservativen amerikanischen Jazzmusiker.

► **Hardy Vollmer** ist Jazz-Redakteur bei Radio Dreyeckland in Freiburg.

Wo man den Blues kennt

Ein Gespräch mit Archie Shepp über Black Music, Jazz und Politics

von **Christian Broecking**

Archie Shepp ist Saxophonist und Professor am Black Studies Department der Massachussetts University in Amherst. Dort hält er Vorlesungen über »revolutionäre Konzepte in der African American Music« vor einem hauptsächlich weißen Auditorium. »Ironie des Schicksals«, sagt er, »was von den Sechzigern geblieben ist, sind die Black Studies Departments an den 'weißen' Universitäten.« In jenen Sechzigern spielte er mit John Coltrane und galt als zorniger Avantgardist. Inzwischen ist Archie Shepp musikalisch wieder dort angelangt, wo er einst begann – beim Blues.

Sie haben einst das Idiom »Jazz« durch den Begriff »Black Music« ersetzt. Heute erleben wir ein Revival des Black Nationalism und der Black Culture...

► Heute mag vieles wie ein Revival erscheinen. Ich würde aber eher von einer Evolution sprechen, einer Evolution dessen, was wir in den Sechzigern erlebt haben. Die Hinrichtungen von Martin Luther King und Malcolm X haben eine nicht zu überschätzende Wirkung auf all das, was wir heute erleben. Ich spreche hier von Bruch und Kontinuität im Verhältnis der sechziger Jahre – als einer herausragenden revolutionären Periode – und der neunziger, einer Periode, in der Schwarze sehr hart und verzweifelt versuchen, ein Terrain wiederzugewinnen, das wir bereits einmal erkämpft hatten. Das Bewußtsein unserer jungen Leute, so dramatisch und charismatisch es zunächst erscheint, ist vor allem anachronistisch zu nennen.

Man denke nur an den Aufruhr in L.A. 1992. Der verpuffte vollkommen wirkungslos, weil er weder mit einem Kampf noch einer Idee, einer Leadership oder Organisation zusammenging. Als wir in den Sechzigern die Scheiben einschmissen, waren wir Teil einer umfassenden sozialen Bewegung: Martin Luther King predigte im Süden, die Black Muslims in Chicago, Malcolm X in New York.

Wir haben nichts dazugelernt, sind nicht weitergekommen. In den letzten dreißig Jahren haben sich nicht nur die Gesetze geändert, sondern es haben sich auch die Augen der Menschen geöffnet. Deshalb haben sich auch die möglichen Wirkungen von Randalen verändert – zur Belanglosigkeit.

Was hieß das, in den Sechzigern schwarze Musik zu machen?

► Die erste Stufe des Nationalismus war, die eigene Identität zu finden. Das taten wir damals: Black and Proud, Black Power und all das, was man afrozentristisch genannt hat. Für mich bedeutet das heute: Wenn du deine Identität gefunden hast, mußt du dich nicht noch dafür rechtfertigen. In den Sechzigern habe ich gelernt: Wake up, Black Man! Jetzt bin ich aufgewacht und das heißt: Ich habe noch so viel von meiner Kultur zu lernen, daß keine Zeit mehr bleibt, sich mit den Kulturen anderer zu beschäftigen. Ich verweigere mich der Nigger-Aura, auch wenn mich das Wort Nigger immer noch trifft. Aber ich habe gelernt, mich bewußt zu verweigern, das ist das wesentliche Ergebnis meines Identifikationsprozesses als Black Man.

Wie steht es heute um den Generationsvertrag in der Black Music? Treten die HipHopper die Nachfolge der Jazzer an?

► Ökonomisch mag vielleicht Michael Jackson der Nachfolger von Coltrane oder Stevie Wonder der Charlie Parker unserer Tage sein. Bei den HipHoppern, der sogenannten Black Music von heute, fällt aber zunächst etwas anderes, verblüffendes in den Blick: Die schwarzen Kids, die von den Massenmedien präsentiert werden, sind zum großen Teil Leute, die keinen Schulabschluß haben. Für die Wahrnehmung eines Black Man, der in einer weißen Welt lebt – und die Medienwelt ist eine weiße –, ist aber das Verständnis des westlichen Wertesystems immens wichtig, auch oder gerade wenn wir uns bewußt in einen anderen politischen Kontext begeben.

Wenn Ice-T sagt »Killt die Bullen«, mag das aus seiner Perspektive okay sein, auch wenn die Richtung kurzatmig und falsch gewichtet erscheint. Er spricht eben den Slang der Straße und des Knasts – wie die meisten Kids heute – sehr direkt. Wer könnte ihm seine Parole also verdenken? Aber zugleich scheint sich hier auch ein Mangel an Fähigkeit zu offenbaren, sich anders ausdrücken zu können. Hätte er eine andere geistige Ausbildung erfahren, oder würde man sich in den amerikanischen Schulen überhaupt darum kümmern, kommunikationsfähige Menschen auszubilden...

Es ist einfach zu viel Übersimplifizierung im Spiel bei diesem direkten nationalistischen Code. Was da gegenwärtig zum Ausdruck kommt, ist ein Mangel an Erkenntnis und Weltoffenheit sowie eine Überbetonung der rassistischen Erfahrung, mit der Amerika die schwarzen Kids versorgt.

Gibt es junge Jazzmusiker, die sie heute beobachten?

► Unglücklicherweise ist der Jazz einer medialen Einbahnsicht unterworfen. Weil wir alles nur noch als kommerzielle Musik betrachten können, ist unsere Top-Ten, unsere Platin- und Gold-Mentalität, der einzige Maßstab. Was kommt nach Michael Jackson, wer ist der Neueste, wer wird das Rennen machen?

Warum fragen Sie mich nicht, was ich über ältere Musiker denke? Lassen Sie uns über Coltrane sprechen. Der spielte wie ein Besessener. Kein anderer kam da ran, keiner hat das bislang geschafft. Er spielte mit einer unvergleichlichen Energie, dieser totalen Komplexität, die wir spirituell nennen. Seine musikalische Sprache hatte eine explizit politische Dimension, sie vermochte auszudrücken, was die Realität der Schwarzen in den Sechzigern war.

Das wird bis heute unter den Teppich gekehrt. Entweder ist der Neger Entertainer oder Künstler; das ist die weiße Art, mit uns umzugehen, die weiße Wahrnehmung. Nur keine Politik. Coltrane lehnte es ab, einem weißen Interviewer etwas über Politk zu sagen. Aber er sagte seine Meinung irgendwo anders mit anderen Mitteln, und einige haben ihn auch verstanden.

Das erinnert mich an Frank Kofsky (»Black Nationalism and the Revolution in Music«, 1970, der Klassiker über John Coltrane und Malcolm X über die Beziehung zwischen politischer und musikalischer Revolution).

► Kofsky ist ein weißer marxistischer Soziologe. Meine Interpretation Coltranes kommt aus einer anderen Erfahrung – der Freundschaft mit Trane. Ich kenne die Schreie, die Polizeisirenen, den Alltag im Ghetto. Ich bin aufgewachsen wie Trane, in einer schwarzen



»Clinton mag die Neger, wenn sie einfach sind« (Archie Shepp)

Neighborhood, dort, wo man den Blues kennt, bevor man ihn spielt. Joe Cocker oder Billy Joel, sie haben die Musik der Schwarzen kopiert, den Blues. Aber die Coltrane-Periode ist nicht populär geworden, weil sie nicht vermarktbar war.

Läuft die orale Tradition, die »Black Culture« wesentlich ausmacht, Gefahr, im Angesicht der Massenmedien zu verschwinden? Die Kultur der Straße ist nicht mehr das, was sie vor der Vermarktung und Beeinflussung des Rap und HipHop durch die Medien war. Sie ist jetzt aufs höchste brutalisiert.

▶ Als ich ein Kind war, konnte mir meine Großmutter Rose ein Saxophon für 500 Dollar kaufen. Das konnte man mit fünf Dollar die Woche abstottern. Also gab es überall Saxophone. Heute kostet ein vergleichbares Instrument über 3000 Dollar. Denk' jetzt mal an die Kids, die in L.A., Southside Chicago oder in den Bryckards von Philadelphia leben. Sie können sich kein Sax leisten, also singen sie, sie rappen. Die sogenannte Jazztradition ist schon lange von jungen Typen aus der weißen und schwarzen Mittelklasse übernommen worden.

Das war das Ende der Blues-Tradition einfacher Leute, die an ihrer Community orientiert waren. John Coltrane war nicht nur ein Star, er war die allerletzte Blume einer aussterbenden Generation. Wynton Marsalis ist ein Star, er macht eine Million Dollar im Jahr. Nichts dagegen zu sagen, viele junge Kids orientieren sich heute an ihm, weil er ein Star ist.

Was übersehen wir, wenn wir Clintons Happy Face und die HipHopper als die amerikanische Realität identifizieren?

▶ Ihr seht das, was vermarktbar ist. Demnach ist der durchschnittliche Schwarze zwanzig Jahre alt, kann kopfstehend tanzen usw. Aber das ist eben das Image, das die Medien von uns produziert haben: eine Maske, eine Minstrel-Show, nichts weiter. Und was soll der lachende Clinton nicht alles tun! Clinton ist ein weißer Junge vom Lande. Er weiß etwas von der oralen Tradition. Er mag die Neger, wenn sie einfach sind, nicht so kompliziert wie Charlie Parker oder George Coleman.

Könnte die Präsenz der Schwarzen in den Medien eine Veränderung bewirken?

▶ Sicher könnte sich was ändern. Aber die Situation des schwarzamerikanischen Volkes ist doch viel komplizierter. Ich möchte sagen, daß sich unser Volk heute mit Bedingungen konfrontiert sieht, als wäre es Krieg. In einigen unserer Communities stirbt täglich mindestens ein Mensch, nicht in New York, aber in Washington oder New Orleans. Dort scheint es schlimmer zu sein als in Somalia. Die Schwarzen bringen sich gegenseitig um, die Community frißt sich selbst auf. Eine Hilfe ist nicht in Sicht. Vielleicht wird das Ozonloch die Weißen irgendwann dazu bringen, sexuelle Kontakte mit Schwarzen einzugehen, um den Nachwuchs zu sichern. Wie auch immer – die Natur mag die Lösung bringen, an die Politik kann ich derzeit nicht glauben.

Amiri Baraka sagt, »Black Music ist das Medium unserer Revolution«. Können Sie dem noch zustimmen?

▶ Well, what is Black Music?

Ich dachte, Sie wüßten das...

▶ Nein, ich weiß es wirklich nicht. Ich empfinde die Musik heute überhaupt nicht als schwarz. Die Tradition der Black Music ist mit Coltrane zu Ende gegangen. Heute sind Black und Jazz doch nur Markenzeichen, wie Kleenex oder Pall Mall, die nichts mehr mit der afroamerikanischen Instrumentaltradition zwischen 1917 und 1967 zu tun haben. Alles was heute läuft, ist aus meiner Sicht lediglich retrospektiv, neoklassisch und bourgeois. Haufenweise Leute, die wie Joe Henderson oder Miles Davis spielen. Du weißt nicht, wer gerade spielt, du weißt nur, es ist nicht Miles.

Was sollte ein junger Saxophonist heute tun? Soll er zu Ihnen kommen und von Ihnen lernen, so wie einst Sie von Coltrane?

▶ Nein, er sollte etwas Geld machen, so wie Branford Marsalis. Die sechziger Jahre sind passé. Wir haben uns damals bewußt verweigert; hätten wir Geld machen wollen, hätten wir anders gespielt. Ich habe mich jahrelang um einen Plattenvertrag mit Columbia Records bemüht. Aber sie hören sich bis heute nicht einmal meine Demotapes an. Vor kurzem produzierten sie eine Platte mit einem jungen Trompeter, der genau die Sachen macht, die ich in den Sechzigern spielte. Und der Produzent sagte dem jungen Musiker, so wie die erste Platte klingt, wirst du dein Leben lang gelabelt werden, egal, was du machst. So ist es mir ergangen, obwohl sich meine Musik ständig verändert hat.

Ich liebe den Blues, das ist eine natürliche Musik für mich. Ich brauche Raum für Kreativität und Inspiration. Das ist im heutigen Plattenbusiness nicht mehr möglich. Das ist passé.

▶ *Aus: Christian Broecking, Der Marsalis-Faktor. Gespräche über afro-amerikanische Kultur in den neunziger Jahren, Orios-Verlag, 1995.*

▶ **Christian Broecking** ist Kultursoziologe und Programmdirektor beim Jazzradio 101,9 in Berlin.

Regal global

Ein Streifzug durch die Welt im Plattenladen

von **Jochen Müller**

► Vor zwanzig Jahren kutschierte die Münchner Ethnorock-Band Embryo im Bus durch die Welt der Musik. In Indien, Nigeria und Marokko begegnete sie den lokalen Musikern und ihren Traditionen, und manchmal mühten sie sich gar, auf deren Instrumenten zu spielen. In Europa nahmen sie mit einigen dieser Musiker Platten auf und ein paar von ihnen wurden in den 70er Jahren einem sich solidarisch mit den Völkern der Welt verbunden fühlenden Publikum zum Begriff. Reich sind beide Seiten damit nicht geworden.

Heute findet man die Embryoscheiben im Plattenladen immer noch. Inzwischen auf CD und in der Sparte 'Weltmusik/Folklore'. Zwar zählt Embryo mit dem Versuch, zusammen mit anderen Musikern verschiedene Musiktraditionen zu kombinieren, weiterhin zu den Ausnahmen der Gattung. In den Regalen sind sie allerdings inzwischen eine Kombo unter Massen. Denn hier ist die ganze eine, vielfältige Musikwelt für Geld zu haben: von sibirischen Tundratrommeln über Obertongesänge von Schamanen der zentralasiatischen Taiga bis zu thailändischen Tempeltänzen. Afrika ist im Regal wie überall kurz Afrika – ein Sammelbegriff von Bamako bis Maputo. Sonderfächer gibts hier lediglich für arabische Klänge. Da stehen die alten Größen wie Um Koulthoum oder Fairuz neben Newcomern aus der jemenitischen Wüste. Musik aus Kuba ist derzeit auf den Plätzen 1, 5 und 8 der World-Music-Charts vertreten. Daneben irischer, walisischer, keltischer und schottischer Folk. Tango boomt und die unvermeidlichen Panflöten aus dem südamerikanischen Hochland kennt ja ohnehin schon jeder aus Fußgängerzone oder Einkaufszentrum. Der absolute Renner aber ist Brasilien. Kein Land der Welt, wo die Menschen so musikalisch sind – oder wie soll man sich die Fülle des Angebotes sonst erklären?

Mit Musikscouts auf Fernreisen

► Damit ist nichts über die Musik selbst gesagt, die bleibt eben Musik. Nur die Frage stellt sich schon, warum gerade bei denen, die Volksmusik meist so wenig leiden können, sich noch die abgedrehteste Folklore aus dem letzten Winkel der Welt verkaufen läßt – denn täte sie es nicht, gäb's kein Regal für sie.

Antworten auf diese Frage lassen die durchschnittlich zehn bis zwanzig Zeilen langen Covertexte zu den Herkunftsorten der Musiken ahnen. Zum Beispiel Tuva: Dort, in der ehemaligen Sowjetrepublik in Zentralasien, erschallen die 'Voices from the distant Steppe', erhältlich auf CD und erschienen bei Peter Gabriels Label 'Realworld', dem Pionierunternehmen in Sachen Weltmusik. In Tuva konnten – laut Booklet – die Menschen aufgrund der Abgelegenheit ihre kulturelle Identität behaupten. Die möglichen Nachfahren von Dschingis Khan, so lernen wir, begreifen sich als Bestandteil der Natur, deren Sprache sie sprechen und die sie niemals zu beherrschen suchten. Die Schamanen-Gesänge des Nomadenvolkes sollen von diesem Selbstverständnis Zeugnis ablegen. Auch nubische Gruppen aus Oberägypten werden als musikalische Repräsentanten spezieller ethnischer – gerne auch unterdrückter – Identität angekündigt. Olodum aus Brasilien bezeichnen sich gleich selbst als »gladiadores da negritude«. Bei CDs aus der Karibik steht die Lebensfreude am Strand unter Palmen mit in beschwingten Rhythmen sich wiegenden Leibern im Vordergrund der Präsentation.

Dem Kleinen eine Chance in Marlboro-Country

Es ist wohl die ewige Faszination für das Fremde und Exotische, die Suche nach verloren geglaubter Identität und Verwurzelung, nach vermisster Naturverbundenheit und Spiritualität, Lebensfreude und Natürlichkeit, die die weite Welt für die hiesigen Musikfreunde so attraktiv macht. Neu an diesen Projektionen eigener Befindlichkeiten in einen meist mehr oder weniger unbekannten Kontext (je unbekannter desto besser) ist nur das Medium. Weltmusik wäre damit wie Reisen durch den Gehörgang, ein preisgünstiges Tourismussurrogat. In dieses Bild von der Weltmusik als Spielart des Tourismus paßt auch die Begeisterung für fremde Bemühungen um Befreiung und Selbstbestimmung: Blickten früher Che Guevara und andere Ikonen von T-Shirts in die Metropolenwelt, kündet nunmehr der Schriftzug »Olodum« von den neuen alten Zeiten.

Tourismus jeglicher Art will aber organisiert sein, vor allem wenn er einträglich sein soll. So war es zwar irgendwie eine Enttäuschung, die von mir einst in einer kleinen Pinte in Komombo am Oberlauf des Nils »entdeckte« nubische Kapelle, die ich – wieder zuhaus' – auf einer drittklassigen Cassette voller Verzückung einer zunächst verständnislosen und zunehmend gelangweilten Zuhörerschar präsentierte, jetzt in HiFi-Qualität in London aufgenommen und produziert, im Plattenladen wiederzufinden. Doch auch hier gilt eben das »Entdeckungsprinzip«: Den Entdeckern folgen die Kolonisatoren in fremde Länder, den Backpackern der Massentourismus an die entlegensten Strände und Peter Gabriels Musicscouts wandeln auf den Spuren Embryos, wenn sie von den Realworld(!)-Studios im südenglischen Bath ausschwärmen und bis nach Komombo oder Tuva kommen, das »keine Eisenbahn je mit dem Rest der Welt verbunden hat« (Booklet zur CD 'Voices from the distant Steppe'). Das Überschießen der Romantik ist aber nur ihr letztes Aufbäumen. Denn den Entdeckern folgt die Modellierung des Entdeckten auf dem Fuße – auch gegen ihren Willen. Und wenn demnächst in Tuva für den Geschmack von Medien und Weltmarkt musiziert werden sollte, ist das bunt bestückte Regal von heute der Zoo der Weltmusik von morgen.

Mit der einseitigen und – vor dem Hintergrund selbstbetriebener Erschließung der Welt – einfältigen Beschwörung ihrer Vielfalt, gehört das Phänomen Weltmusik – wir ahnten es schon – in den Zusammenhang der Globalisierung. Und die setzt fort, was längst begann. Nicht mehr sympathisch im Bus und mit Rucksack wird die Welt erobert und vermarktet, sondern beschleunigt, durchdringend und nachhaltig, perfekter eben und immer in bester Absicht, nämlich dem kleinen unbekannten im großen weiten Marlboro-Country eine Chance zu geben. So kommt die ganze Welt zusammen – im Regal der Metropolen. Beinahe rührend erscheint da der letzte Song auf einem Weltmusik-Sampler des niederländischen Labels PMF: »Wir Pfälzer, wir halten zusammen.«

► **Jochen Müller** ist Mitarbeiter im **iz3w**.

Im Magic Bus nach Wolfsburg

Eine Zeitreise zwischen rebellischer Jugendkultur und hedonistischer Anpassung

von **Georg Lutz**

Die Janusköpfigkeit der Popkultur ist offensichtlich. Auf der einen Seite artikulieren sich Jugendbewegungen mit ihrer Musik im Besonderen und ihrem Lifestyle im Allgemeinen in Abgrenzung zum »Establishment«. Auf der anderen Seite ist Pop- und Jugendkultur immer in die kapitalistische Reproduktion eingebunden und trägt sogar zur Modernisierung von Herrschaftsstrukturen bei. Underground und Mainstream stehen allerdings in einem komplexeren Verhältnis zueinander, als diese Schwarzweißbilder suggerieren.

▶ Als Mitte der 50er Jahre der Fordismus in den USA mit dem wirtschaftspolitischen Programm des »new deal« seine Hochphase hatte und die Heckflossen immer höher und die Weißwandreifen immer mächtiger wurden, stand die soziale Frage nicht mehr auf der Tagesordnung der Gewerkschaften. Fast jeder anständige kleine Angestellte und Fabrikarbeiter konnte sich das Statussymbol eines Chevy oder Caddy leisten. Ihre Töchter und Söhne aber wollten mehr als ein Auto in der Garage und ein Reihenhaus im Grünen. Der muffigen Lebenswelt ihrer Eltern setzten sie ein Lebensgefühl verunsicherter Dissidenz entgegen. James Dean hat mit diesem Generationskonflikt seinen Mythos begründet. Die Jugendlichen – so zeigt es uns jedenfalls das Kino – nahmen an Wochenenden die Chevys ihrer Eltern in Besitz, schalteten das Autoradio an, hörten Rock'n Roll und fuhren die riesigen Wannen fast zu Schrott. Das hatte beat. Mit Bill Haleys »Rock Around the Clock« und Little Richard begann das feeling der besonderen Art. Mit dem kreisenden Becken eines gewissen Elvis Presley erreichte es einen ersten Höhepunkt. »Der Rücksitz brachte die sexuelle Revolution hervor, und das Autoradio war das Medium der Subversion.« So euphorisch urteilte Anfang der 70er Jahre der Gegenkulturtheoretiker Helmut Salzinger.

In Deutschland konnte die Jugend bis weit in die sechziger Jahre nur eine Ahnung des Aufbruchsgefühls erhaschen. Heimlich preßten wir uns an die alten Röhrenradios, um einige Takte aufzuschnappen. Dabei erwischt, setzte es nicht selten ein böses »Mach die Negermusik aus«. Was sich zunächst nur als Generationskonflikt andeutete, den die 'Who' mit dem Titel »My Generation« thematisierten, verwandelte sich in ein Aufbegehren, das nicht weniger forderte als die Revolution.



Jim Morrisons Aufschrei »We want the world and we want it now!« bringt das jugendliche Zeitgeistgefühl der Aufbruchsära auf den Punkt. Tatsächlich wurde der spießige Nachkriegsständestaat Adenauers ein wenig geschleift und die Kriegsstrategen im Weißen Haus waren von der Woodstock-Generation, die sie in der Öffentlichkeit als langhaarige Spinner titulierten, beeindruckt. Der Krieg in Vietnam ließ sich immer weniger vermitteln.

Eine Gitarre, drei Lebensgefühle

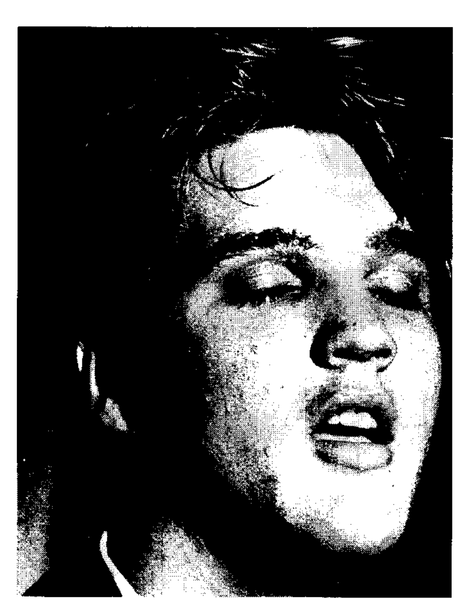
▶ Mitte der 70er Jahre war allerdings die Revolution immer noch nicht ausgebrochen. Die sektiererischen K-Gruppen träumten von der chinesischen Kulturrevolution, die RAF machte sich auf in die Isolation und die SPD mit dem Slogan »Willy wählen!« mußte einem Jusofresser namens »Schmidt-Schnauze« Platz machen. Kulturpolitisch aber war die Jugend oben auf. Spießer waren megaout. Als Karikatur konnte man sie in der Person des derzeit reanimierten »Ekel Alfred« im öffentlich-rechtlichen Fernsehen bewundern und bei Udo Lindenberg hieß es: »Die Mutter schaut alleine Krimi oder Quiz und die Tochter ist da wo die Äktschen ist.« Mit Jeans, Minirock und langen Haaren wurde man nicht mehr an jeder Ecke angepöbelt, sondern konnte selbstbewußt Jugendkultur zur Schau stellen.

In autonomen Jugendzentren, evangelischen Studentengemeinden und an sommerlichen Lagerfeuern konnten mit einer Gitarre drei Lebensgefühle vereint werden: die kuschelige Wärme einer sozialen Gruppe, ein gemeinsames Protestgefühl gegen alles Alte und Etablierte und die Solidarität mit verschiedensten Unterdrückten. Hymnen wie »Grandola, vila morena«, ein Lied, das nicht unerheblich zur 'Nelkenrevolution' in Portugal beitrug, wurden euphorisch begrüßt. Trotzig wurden auch nach der Machtübernahme der Junta in Chile, die Lieder von Victor Jara gesungen und italienischen Kampfliedern gelauscht, die Hannes Wader vortrug.

Fremde Länder wurden nicht besetzt, sondern bereist. Patschuliduft lag in der Luft und Holz-Clogs klapperten an den Füßen. Wer es sich leisten konnte, kam von Amsterdam mit dem 'Magic-Bus' bis nach Afghanistan in die Chickenstreet von Kabul, einem Traumziel der Kiffer. Mit den Scheiben der 'Dissidenten', die ebenfalls in klapprigen Bussen durch Afrika kurvten und trommelten, begann die Ära der Weltmusik, auch wenn sie damals noch nicht so benannt wurde. Das schien uns, die wir auf der Suche nach Utopia waren, authentisch.

Die entgegengesetzte Lesart der Jugendkultur der 60er und 70er Jahre betrachtet den Aufbruch dieser Zeit nur als Durchlauferhitzer. Ihr zufolge kehrten die Rebellen nach kurzer Zeit gefestigter denn je in den Schoß der Gesellschaft zurück. Außerdem hätte die Jugendbewegung wie eine Ethnie agiert, die zur Nation mutieren wollte. Ein bitteres Fazit, das sich aber anhand des Mythos von Woodstock nachvollziehen läßt.

Woodstock war Höhepunkt und Ende der Illusion einer Love & Peace-Kultur. Woodstock definierte sich selbst als Nation von Liebenden, die unvergessen bleiben sollte. Diesem Mythos, der im Film und im Dreifachsoundtrackalbum beschworen wurde, entsprach die Wirklichkeit nicht ganz. Als klar wurde, daß die Veranstalter nicht mit dem alltäglichen Bedürfnis des Essens gerechnet hatten und es in dem Schlammloch zwar einen Supermarkt mit LSD, Psilocybin, Marihuana und Haschisch, aber keine einzige Hot-Dog-Bude gab, stand das Festival vor dem Kollaps. Die zunächst ablehnenden Einwohner von Woodstock erbarmten sich, als sie den schnellen Dollar mit Lebensmitteln machen konnten, und sogar die Air-Force, die sonst Vietnam mit Napalm und Agent Orange quälte, schickte eine Sonderration Erdnußbutter. Das schweißt zusammen. Nicht ohne Stolz bilanzierte der zuständige Polizeioffizier: »Ungeachtet ihrer Persönlichkeit, ihrer Kleidung und ihrer Ideen sind sie die besonnensten, herzlichsten und besterzogensten jungen Menschen, denen ich in meiner fünfundzwanzigjährigen Polizeilaufbahn begegnet bin!«



Elvis auf dem Rücksitz

(Ähnlich klingt das auch noch heute aus zufriedenen Politikermündern – etwa wenn der Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz nach einem Technomarathon über Pfingsten in Mainz 1997 stolz verkündete, er habe von der Polizei keinen einzigen Hinweis auf eine kriminelle Handlung erhalten. Die Jugend ist fröhlich und brav.)

Gleichzeitig aber war nach Woodstock »das Echo auf das Polizeilob für die Hippies Hippie-Eigenlob. Sie bauschten Woodstock zu dem Holz auf, aus dem man 'Birth of a Nation' schnitzt. Jede Bewegung, die ein Ereignis wie Woodstock als moralischen Triumph feiert, macht ein Ereignis wie Altamont unvermeidlich« (SPEX Autorin Julie Burchill). In Altamont sollten im Dezember 1969 die 'Hell's Angels' auf einem riesigen Open-Air Konzert Love und Peace unter Kontrolle halten. Die Geschichte endete als Waterloo der Hippiebewegung. Als die Stones »Sympathy For The Devil« anstimmten, stachen die Rocker auf einen jungen Schwarzen ein, der den Fehler begangen hatte, seine weiße Freundin mitzubringen, und trampelten ihn zu Tode.

Dissidenz war ein kollektives Gefühl, das nur äußerlich zusammenschweißte. Verkörpert wurde es von einzelnen Sympathieträgern. Die Stones, in erster Linie Mick Jagger, verstanden es am besten, das feeling des »white nigger« rüberzubringen. Dieses Underdog-Gefühl hat inzwischen mehrere Generationen überdauert und sein letztes Revival in der hiesigen Rezeption des Ghettoraps durch jugendliche weiße Hedonisten erfahren.

Mit der Beschreibung des Hedonismus als Bestandteil der Jugendkultur treffen sich die beiden Sichtweisen von Jugendkultur als Rebellion gegen oder als Integrationsritual in die Gesellschaft. Rebellen waren selten die Underdogs, sondern die Kinder des Mittelstands. Genuß war immer Teil der Rebellion. Die Jugend der Disziplinargesellschaft, der fordistischen Fabriken und klaren gesellschaftlichen Strukturen wollte ausbrechen. Über Rockmusik, Räucherstäbchen und Drogenexperimenten landete sie jedoch in einem wieder individuell erfahrbaren Heil mit religiösen Kulten. Heute ist daraus die postmoderne Individual-Religiosität geworden – ein Warenkorb aus Bio-Kost, Fit for Fun und einer CD mit esoterischer Weltmusik. So kann die geforderte Leistungsverdichtung abgefedert werden. Und wenn die Kinder es verlangen, geht man auch mit ihnen auf ein VW-Stones-Konzert. Das garantiert ein leichtes Kribbeln der Reminiszenz an die Dissidenz von damals.

Dennoch greift die These, daß die Rebellion Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre nur Durchlauferhitzer der kapitalistischen Modernisierung gewesen sei, zu kurz. Die Aufbruchstimmung war international: Prag 1968, Paris 1968, Berkeley 1968. Sie ermöglichte neben ihren Irrungen und Wirrungen Ansätze gesellschaftlicher Emanzipationen, die teils niedergeknüppelt teils integriert wurden, deren qualitative Auswirkungen jedoch bis heute nachwirken. Erinnert sei nur an veränderte Frauenrollenbilder oder das Zurückdrängen der dominanten Rolle der Kirchen und anderer Großinstitutionen mit patriarchalen und vertikalen Hierarchien.

Das Lechzen der Metropole

▶ So oszillieren die durch Jugend- und Popkulturen angestoßenen Veränderungen zwischen Rebellion und modernisierender Anpassung. Es handelt sich um widersprüchliche Prozesse, in denen immer wieder auch

emanzipatorische Handlungsmöglichkeiten zum Tragen kommen. Die Widersprüchlichkeit von Dissidenz und Integration prägt auch die Entwicklung der Weltmusikkultur. Das läßt sich anhand zweier Beispiele zu Teilbereichen der Weltmusik verdeutlichen: am Verhältnis von Metropole und Peripherie und am Phänomen des Katastrophen- und Solidaritätsbenefiz.

Der globale Musikmarkt braucht ohne Frage ständig neue Anregungen, um diese zu vermarkten. Die Konsumenten verlangen Neues und Unverbrauchtes. Die Gleichzeitigkeit von Homogenisierung und Differenzierung ist dabei nicht ausgeschlossen. Beide Prozesse sind vielmehr aufeinander angewiesen. Auf der einen Seite werden metropole Mega-Stars weltweit bis in den letzten Winkel vermarktet, auf der anderen Seite braucht das Musikbusiness (aus eben dieser Peripherie) scharfe und exotische Gewürze. In Anlehnung an die Werbeindustrie wird in der Musikwissenschaft vom »Bennetton-Syndrom« gesprochen: Je mehr Leute auf der Welt den gleichen Pullover kaufen, um so mehr feiert die Werbung die Differenz (vgl. Veit Erlmann, 1996). Paul Simon zum Beispiel, der als Vorreiter Klänge aus Soweto importierte und in den hiesigen Musikmarkt integrierte. Oder Sting, der sich mit brasilianischem Regenwald schmückt. Die Botschaft »Back to the roots« ist nichts anderes als das Lechzen der Metropolen nach neuen sinnlichen Musikmustern. Ökonomisch hat die Peripherie bis heute wenig vom Kuchen. Immer noch sitzen alle großen Labels in Europa und den USA.

Die These von neokolonialen Ausbeutungsmustern, die sich das Ursprüngliche aneignen, greift aber auch hier zu kurz. Erstens gibt es im Weltmarkt schon lange nicht mehr das Originale und Lokale. Musik in Afrika, etwa die von Ladysmith Mambazo in Südafrika oder Youssou N'Dour im Senegal, war schon lange bevor sie die Weltmusiksherpas entdeckten, in einem nationalen bzw. regionalen Markt kommerzialisiert (vgl. den Beitrag von Thomas Cernay). Zweitens kommt die Peripherie auch auf dem Musikmarkt in die Metropolen.

Zum 8eispiel in Form des Rai, der in Frankreich große 8edeutung erlangt hat. Der bekannteste Rai-Sänger, der aus Algerien stammende Khaled, singt vor vollen Hallen und gemischtem Publikum. Bedroht von drei Seiten – den Lepenisten, der algerischen Regierung und den algerischen Fundamentalisten – wurde er zum erfolgreichsten Musiker des vergangenen Jahres in Frankreich. Für Frankreich wird er damit zum Exportschlager oder, wie man heute sagen würde, zum soften Standortfaktor. Er tritt im Namen Frankreichs im Ausland auf. Noch vor zehn Jahren wäre dies undenkbar gewesen. Hierzulande ist er mit seinem Megahit »Aisha« ein Paradebeispiel für gut tanzbare Weltmusik. Für die zweite oder dritte Generation der arabischstämmigen Jugendlichen in den tristen Banlieues der französischen Städte mit ihren nicht gerade rosigen Zukunftsperspektiven ist er ein Halt.

Ein anderes Beispiel für das Wechselspiel von Dissidenz und Veränderung auf der einen, Anpassung und Vermarktung auf der anderen Seite sind die »Katastrophenkonzerte«. Seit 1985, dem 'Tag für Afrika', hat auch die Popkultur das international besetzte und professionell organisierte Katastrophen- und Solidaritätsbenefizkonzert für sich entdeckt. Clevere Strategen spürten eine Mitleidslücke auf, die sich seither gut vermarkten läßt. Neben den klassischen hungernden Kindern mit den großen Augen, wurde Anfang der 90er Jahre die Zeitlupe zum Stilmittel. So lief die eindrücklichste Schnittfolge beim Katastrophenbenefiz nach dem zweiten Golfkrieg unter dem sinnigen Motto »The simple Truth« folgendermaßen ab: In Zeitlupe schlugen sich kurdische Kinder um Brot, das ihnen aus einem US-Hubschrauber zugeworfen wurde. Unmittelbar danach stolzierte Whitney Houston im Glitzerkostüm und der Bemerkung »I feel good« über die Bühne und trällerte ihre Songs. Zwischen den Hits hatte ein Volkswirt drei Minuten Zeit, sich über die Ungerechtigkeit der Weltwirtschaft auszulassen.

We wanted the world and we are it now

Nach dem durchschlagenden Erfolg der multikulturell vorgetragenen '85er Hymne »We are the world« hat auch der offizielle entwicklungspolitische Diskurs das Gerede von der »einen Welt«, in der wir alle leben, übernommen. Die Frage, wer oder was zu den Katastrophen führt, wird zunehmend ausgeblendet.

Auf der anderen Seite sind auf solchen Festivals Momente möglich, die einen positiven historischen Funken schlagen können. Das Konzert für die Freiheit von Nelson Mandela 1988 im Londoner Wembley-Stadion war ein solcher Moment. Das Burenregime wankte damals, war aber noch nicht gefallen. Mit massivem Geldeinsatz wurde versucht, internationale Stars aus der Sport- und Musikszene ins südafrikanische 'Sun-City' zu holen, um das Image doch noch zu retten. Vergeblich – das globale Dorf hatte diesmal eine klare 8otschaft. Höhepunkte des Wembley-Konzerts waren sicherlich der bewegende Song von Peter Gabriel über Steve 8iko und der gemeinsame musikalische Schlachtruf »Wir wollen nicht in Sun-City spielen«. Die Strategen aus Südafrika müssen zu diesem Zeitpunkt erkannt haben, daß sie auch auf der Kulturschiene verloren waren. (In das 8ild des Wechselspiels paßt auch, daß auf diesem Konzertmarathon eine schwarze Sängerin ihren internationalen Durchbruch feiern konnte: Tracy Chapman.)

Gangster-Rap auf Plateauschuhen

► Lassen wir das Pendel noch einmal hin und her schwingen. Natürlich hat eine Generation, die die 60er Jahre bewußt erlebt hat, recht, wenn sie den gesellschaftlichen roll back beklagt. Der US-Schriftsteller Norman Mailer bringt dies für die US-Gesellschaft auf den Punkt, indem er den Jazz der 60er Jahre mit den Botschaften des Rap der 90er Jahre vergleicht. »I mean, if you want a measure of the change in these thirty years you can go from the kind of music that Miles Davis was playing, or Sonny Rollin, or Thelonius Monk, that sort of marvellous, intricate music that spoke of the complexity of human life, and the beauty of it, and the difficulty of it, and how you got your orgasm, all that wonderful stuff in jazz, and now you compare it to gangster rap, which is as intensive and hateful as the worst pages of the Old Testament. Especially when it comes to talking about women. You measure those two and you can see what's happened.« Bei diesem rosigen Blick in die Vergangenheit und dem verengten auf die Gegenwart übersieht Mailer aber zwei Punkte. Erstens besteht auch die heutige US-Jugendkultur nicht nur aus Gangster-Rap. Und zweitens fallen das Neue und Andere in den Jugendkulturen heute gar nicht mehr auf.

Waren Ende der 60er Jahre subjektives Auftreten und das Reden darüber unmittelbar provokant und damit politisch, so stellte das einen Kern des Bruchs mit der Disziplinargesellschaft dar. Heute sind wieder Musik, Liebe, Drogen und Gemeinschaft die Ingredenzien einer Jugendkultur und ihres Diskurses. Loveparaden zeugen davon. Nur ist es heute egal, ob jemand auf Plateauschuhe, Techno, Tattoos oder Body-Piercing steht. Niemand regt sich auf – höchstens über den Müll. In der Disziplinargesellschaft verliefen die Hierarchien von oben nach unten. In der zersplitterten Moderne kontrolliert eine Vielzahl eher unbewußt wirkender Einflüsse unsere Lebenswelten. Das erschwert die Rebellion.

Literatur:

Burchill Julie: über Prince/Pop/Elvis.... (Hrsg. von SPEX), Köln 1987.

Erlmann, Veit: Ideologie der Differenz: Zur Ästhetik der World Music, in: World-Music (PopScriptum 3) Schriftenreihe herausgegeben vom Forschungszentrum Popuäre Musik an der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 1996.

Gurk, Christoph: Wem gehört die Popmusik. Die Kulturindustriethese unter den Bedingungen postmoderner Ökonomie, in: Mainstream der Minderheiten, Pop in der Kontrollgesellschaft, Berlin 1996.

Salzinger, Helmut: Rock Power oder Wie musikalisch ist die Revolution, Frankfurt/M. 1972

► **Georg Lutz** ist Mitarbeiter im **iz3w** und schreibt aus Erfahrung...



In der Wüste verdursten die Dämonen

Die Brückenschläge des libyschen Autors Ibrahim al-Koni

von **Wolfgang Sandfuchs**

► Libyen zur Zeit der italienischen Eroberung Anfang des Jahrhunderts. Da ist ein Junge, Uchaijid, der als Sohn des Scheichs eines Tuaregstammes in der Wüste aufwächst. Ihm wird ein Mehri (Kamelhengst) geschenkt, ein ganz besonderes: ein Schecke. Zwischen Kind und Tier entwickelt sich eine tiefe Beziehung, die das Leben Uchaijids bis in den Tod bestimmen wird.

Eine Frau tritt in das Leben Uchaijids, die der Vater nicht akzeptiert. Als er sie dennoch heiratet, wird er aus dem Stamm verstoßen. Das Leben mit Frau und Mehri scheitert, als die Italiener und die Natur das Land mit Krieg und Hunger überziehen. In der Not verpfändet Uchaijid das Mehri an einen »Fremden«. Der zwingt ihn schließlich zur Entscheidung zwischen einem Leben mit dem Schecken in der Einsamkeit der Wüste oder ohne den Schecken, aber mit Familie im Sozialzusammenhang der Oase. Mit allerlei Tricks bringt der »Fremde« ihn dazu, das verpfändete Kamel gegen seine Frau zu tauschen. Als Draufgabe erhält Uchaijid ein Säckchen Goldstaub.

Uchaijid lebt einsam und glücklich mit seinem Mehri in der Wüste, bis ihn das Gerücht erreicht, er habe die Frau gegen den Goldstaub eingetauscht. Das Gerücht hat der »Fremde« gestreut, den Uchaijid nun der Ehre halber töten muß, was wiederum – man lebt in Zeiten der Blutrache – er selbst mit dem Tod zu büßen hat. Fast wäre er den Häschern entkommen, aber dann führt sie der Schecke auf seine Spur. Verraten durch die Treue des Tiers gehen beide in den Tod.

So könnte man Ibrahim al-Konis Roman *Goldstaub* zusammenfassen, und es ist fraglich, wieviel Interesse eine solche Zusammenfassung beim deutschsprachigen Literaturpublikum weckt. Jedoch geht der Roman nicht darin auf. Die Geschichte von Uchaijid, seinem Mehri und dem Säckchen Goldstaub ist in Form und Inhalt vielschichtiger. Aber der Reihe nach.

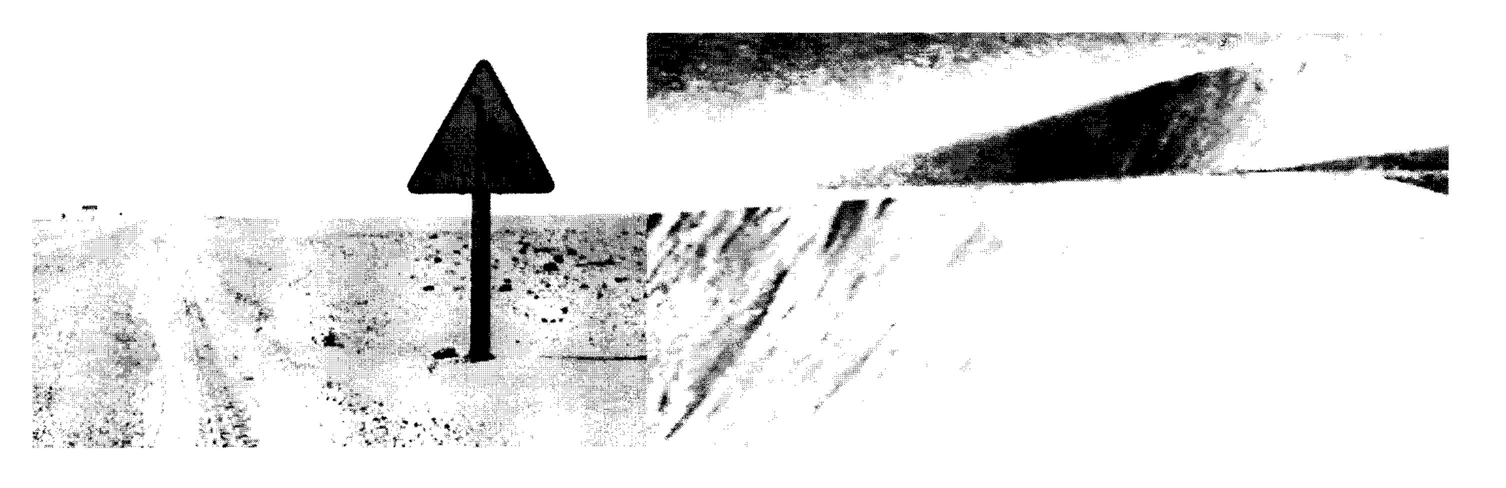
Goldstaub ist nach *Blutender Stein* (arab. beide 1990) Ibrahim al-Konis zweiter von Hartmut Fähndrich ins Deutsche übertragene Roman. Für al-Koni selbst sind es nur zwei von elf Buchveröffentlichungen, darunter mehrbändige, und Erzählungen, die seit 1983 in Libyen erschienen sind. Erschienen, aber nicht geschrieben. Denn al-Koni, der 1948 als Tuareg in der libyschen Wüste geboren wurde, lebt seit den siebziger Jahren in Europa. Er studierte im Moskauer Gorkij-Institut Literatur, arbeitete bis 1987 als Journalist in Warschau, anschließend in der Kulturabteilung der libyschen Botschaft in Moskau und lebt seit 1993 in der Schweiz, in der Nähe von Bern. Auch dort ist er in der libyschen Botschaft beschäftigt, aber vor allem schreibt er Romane über die Wüste.

Synonym des Nichts

► Man kann diese biographischen und bibliographischen Umstände nicht außer acht lassen, wenn man sich den Romanen al-Konis nähert, denn sie weisen einen arabischen Schriftsteller aus, der eine doppelte Brücke schlägt. Zum einen kennt er sich ausgezeichnet in der Literaturtradition zweier Kulturkreise aus, die er in seinen Werken variiert und kombiniert. Zum anderen macht er aus der räumlichen und kulturellen Ferne die Stätte seiner Kindheit zum Ort seines literarischen Schaffens. Ob aus den Großstädten Moskau und Warschau oder von den schweizer Bergen herab, Ibrahim al-Konis Blick geht in die Wüste. Seine Romane »führen in eine Region der arabischen Welt, die den allermeisten Arabern ebenso unbekannt ist wie den Europäern: die von Tuaregstämmen bewohnte Wüste im Südwesten Libyens« (aus dem Nachwort zu *Blutender Stein*).

Die Wüste hat eine konstitutive Funktion für al-Konis Werk. Sie ist nicht einfach der Ort des Geschehens, sondern ein Phantasieort trotz all ihrer Realität. In einer Rede anläßlich einer Preisverleihung für *Blutender Stein* in Bern beschrieb al-Koni unter dem Titel »Die Wüste als Wiege und die Wüste als Traum« seine Wüste als einen »mythischen Raum«, der, geschaffen aus dem schriftstellerischen »Bedürfnis nach einem Raum, der frei ist von der Tyrannei und Roheit des Raumes«, zu einem »allegorischen Synonym« wird. Ähnliche »mythische Räume« in der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts sieht al-Koni z.B. in Hermann Hesses indischen Städten, William Faulkners Mississippi oder Gabriel García Marquez' Macondo.

Ibrahim al-Koni vergißt nicht, daß seine eigene Wiege in der realen Wüste stand und seine Stoffe sich dieser Wiege verdanken, aber 25 Jahre weit entfernt von dieser Wiege haben ihm ausgereicht, die Wüste für sich zu abstrahieren, sie »zum Synonym des Nichts« und zugleich zu einem »Synonym für wirkliche Freiheit« zu machen. Diese wirkliche Freiheit ist zumindest die schöpferische des Autors. Er räumt die tatsächliche Wüste seiner Kindheit leer, um sie dann wieder zu füllen mit seinen Figuren und ihren schicksalhaften Verstrickungen in das Leben, zu füllen auch mit seinen eigenen Sehnsüchten, Ideen und



seiner Sicht der Welt. Und diese ist im Falle Ibrahim al-Konis eine existenzphilosophische mit dem Credo, »daß es wirkliche Freiheit nur im Tod gibt«.

Diese abstrakten Bestimmungen zum schriftstellerischen und philosophischen Selbstverständnis sind auch in der Gesamtanlage von al-Konis Werken aufzuspüren. *Goldstaub* wie *Blutender Stein* führen uns Helden vor, die sich danach sehnen, in der Einsamkeit frei zu leben, sich aber entweder im gesellschaftlichen Leben verstricken oder darin verstrickt werden. Erst in ihrem Tod, ihrem gewaltsamen Tod, erfahren sie »wirkliche Freiheit«, die dann freilich nicht mehr erzählbar ist.

Die philosophischen Positionen des Autors sind in einzelnen Romanpassagen direkt ausgesprochen. So heißt es in *Goldstaub* zur Differenz zwischen der Wüste und der Oase als sozialem Ort: *»Der Dämon wohnt nicht allein in der (...) Quelle, er wohnt auch in der Oase, der gesamten Oase. Hier dagegen verdursten die Dämonen. Und was bleibt ist die Weite in der Wüste und die Weite im Herzen. Die Stille im Ohr und die Stille im Herzen. Das Wasser der (...) Quelle wäscht den Körper. Die Seele aber wird allein in der Wüste gewaschen. Rein, frei, unbeschwert und locker – so fällt es leicht, hinauszugehen und mit der ewigen weiten Wüste eins zu werden, dem Horizont und dem Himmel, der über den Horizont und über sich selbst hinausführt. Eins zu werden mit einer anderen Welt, dem Jenseits. Hier, nur hier, auf den weiten Ebenen, in der kahlen weglosen Wüste, wo die drei Extreme – die Leere, der Horizont und der Himmel – zusammentreffen, die den Kosmos weben, der schwebend sich mit der Ewigkeit, dem Jenseits verbindet«* (S.123).

Durch diese Reflexionen des Tuareg Uchaijid spürt man in der Dämonisierung des Gesellschaftlichen und der Verklärung der einsamen Freiheit sehr deutlich den Autor. An anderer Stelle wird das Wüstenleben zum Ausdruck einer dem Menschen wesensmäßigen Fremdheit und beständigen Suche nach dem Ursprung, d.h. der Freiheit im Tod: *»Wer wäre nicht schon einmal fortgezogen, um in der Fremde zu leben? Das ist das Schicksal der Wüste. Alle Lieder dort sprechen vom Kummer, von der Dürre und von der Fremde. Der ewigen Fremde und der dauernden Sehnsucht nach der Rückkehr zu Ruhe und Ursprung. Der Sehnsucht nach jener barmherzigen Oase, die es doch nirgends gibt«* (S.67/68).

Al-Konis Romane sind freilich mehr als die Umsetzung einer Philosophie. Das Leben in der Wüste ist in ihnen auch ein ganz reales und oft höchst dramatisches Geschehen. Die Regeln im Sozialleben der Wüstenbewohner, ihre individuellen Verstöße und die zwangsläufig folgenden Sanktionen geben der Erzählung die Struktur. Al-Koni thematisiert das besondere Verhältnis, das die Menschen zur Tierwelt haben und haben müssen, sei es zum Nutztier Kamel, sei es zum mythenbeladenen Beutetier Mufflon, wie in *Blutender Stein*. Ein weiteres wesentliches Element ist der Synkretismus. Die einzigartige Vermischung religiöser Vorstellungen aus animistischen und arabisch-islamischen Einflüssen in der Sahara prägen al-Konis Geschichten, die er selbst noch um christlich-biblische Elemente erweitert. Schließlich ist auch die reale Geschichte Bestandteil der Romane. Deutlich wird, wie die Eroberung Libyens durch die Italiener (in *Blutender Stein* auch spätere Ereignisse wie die Errichtung amerikanischer Basen in den fünfziger Jahren) in das Leben der Wüstenbewohner eingreifen und die Lebensbedingungen verändern. Und natürlich ist in al-Konis Werken auch die individuelle Geschichte einer Figur gezeichnet. Diese Geschichten sind der Anlaß, um Mythen und Traditionen verschiedenen Ursprungs, Regeln und Realhistorie, aber auch individuelle Gefühle und philosophische Reflexionen aufzufächern, und ein komplexes Gewebe zu knüpfen, in das der Held (der Mensch) verstrickt ist, bis es ihn tötet (befreit).

Lieder von der ewigen Fremde und der Sehnsucht nach einer Oase, die es nicht gibt

Gewebe aus Symbolen

► Mit dem Bild eines Gewebes kommt man auch der Form des Erzählens in Ibrahim al-Konis Romanen nahe, denn die Geschichte des Scheichsohnes Uchaijid und seines Mehri ist keineswegs so geradlinig erzählt wie eingangs skizziert. Der Autor nutzt gleichermaßen traditionelle wie moderne Erzähltechniken. In *Goldstaub* bewegt sich der Leser über fast die Hälfte des Buches in Rückblenden auf verschiedene Episoden im Leben des Helden, erfährt von Personen, Geschichten und Mythen, die dieses Leben bestimmen. Die Rückblenden sind nicht chronologisch, sondern eher assoziativ angeordnet. Erst dann ist man auf der Höhe des Geschehens, das linear bis zum Ende abläuft. In *Blutender Stein* geht al-Koni noch einen Schritt weiter. Kleine, für sich stehende Erzählungen, phantastische und surreale Passagen und die Fortschreibung des Handlungsfadens wechseln sich ab und entsprechend variiert der Erzählstil.

Diese Modernität des Erzählens findet auch in der Fülle der verwendeten Symbole, Metaphern und Bilder sowie in der freien Art des Umgangs mit ihnen Ausdruck. Ob klassische arabische Poesie, Mythos, Koran oder Bibel – das in diesen verschiedenen Quellen und Traditionen versammelte Bildinventar ist für al-Koni ein Fundus, den er mal offen, mal versteckt, aber immer frei verfügend einzusetzen weiß, wenn er seine Brücken zwischen den Literaturen, Kulturen und Landschaften setzt und über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in »seiner« literarischen Wüste reflektiert.

Betrachtet als ein kunstvolles Gewebe, geknüpft in einer zugleich realen und irrealen Wüste, müßte die Geschichte von Uchaijid, seinem gescheckten Kamel und dem Säckchen Goldstaub jetzt noch einmal und ganz anders erzählt werden. Das soll aber dem Buch selber überlassen bleiben.

Goldstaub (dt.1997) und Blutender Stein (dt.1995) von Ibrahim al-Koni, übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Fähndrich, sind im Lenos Verlag erschienen.

► **Wolfgang Sandfuchs** leitet das LiteraturForumSüdWest in Freiburg.

Die Verhinderung der Revolution

Warenform, Denkform und Notwendigkeiten der Ideologiekritik – eine Replik auf Karl Heinz Roth



Foto: I. C. Hendel

von **Joachim Bruhn**

Die Deregulierung und Prekarisierung der Lohnarbeit hat neue (alte) Klassenkonflikte aufleben und Utopien sozialer Befreiung wieder in den Blickpunkt rücken lassen. Der Gedanke der Autonomie und die Hoffnung auf eine andere Arbeiterbewegung jenseits von Sozialdemokratie oder Leninismus wurde von Karl-Heinz Roth vorgetragen[1]. Daß die verhängnisvollen Traditionen der offiziellen Arbeiterbewegung im Denken derer, die sie überwinden möchten, keineswegs verschwunden sind, möchte Joachim Bruhn im folgenden nachweisen. Denn die Theoretisierung der Revolution bedeute ihre Verhinderung und sei nichts anderes als Ideologieproduktion. Im Anschluß auf die Kritik erfolgt ein Auszug aus einem Streitgespräch zwischen Roth und Bruhn.

► Karl-Heinz Roths Beitrag folgte dem schönen Leitmotiv, wonach sich die Vergangenheit beständig ändert, während die Zukunft stets gewiß bleibt. Seine Ausführungen münden darin, der klassischen Illusions- und notorischen Projektemacherei der Linken ein neues Alibi zu verschaffen. Wer jedoch in der gesellschaftlichen Form der Theorie denkt, treibt Projektion und setzt etwas in die Sache, das nicht in ihr ist. Ich möchte zeigen, warum die Fahndung nach dem revolutionären Subjekt nicht nur an sich nichtig ist und haltlos, sondern das revolutionäre Interesse vielmehr be- und verhindert.

Dies wird in drei Schritten geschehen: Erstens in einer Kritik der Politik, die auch die linksradikale einschließt; zweitens in der Kritik der falschen Vermittlung von Theorie und Empirie im bürgerlichen Bewußtsein; und drittens in der Kritik des Konstrukts von »der sozialrevolutionären Moral«, die Karl-Heinz Roths Revolutionstheorie als klassische Ideologieproduktion ausweist.

Linke Politikmacherei

► Die Krise der sozialrevolutionären Linken scheint noch nicht so weit gediehen zu sein, daß sie es unterlassen könnte, ihr Umsturzprojekt ausgerechnet als Politik aufzuziehen und zu organisieren. Sie hat keinen kritischen Begriff von Totalität. Immer wieder trennt sie Politik und Ökonomie und versucht, erstere gegen zweitere in Stellung zu bringen. Doch in der kapitalistischen Gesellschaft ist Politik nichts anderes als eine andere Darstellung der Ökonomie (was nicht heißt, daß sie ein »Überbau« wäre). Ebenso fehlt der Linken eine Vorstellung von der Souveränität, die sich im politischen Prozeß derart reproduziert wie sich der kapitale Wert im Marktgeschehen realisiert.

Die Linke verfügt nicht nur über keine »Kritik der Politik« (Johannes Agnoli), sondern sie treibt mit Begeisterung die Politik, d.h. die Zusammenfassung des Besonderen zum Allgemeinen. Doch die Vertretung von partikularen Interessen im Wege z.B. einer Kartellpolitik der Lohnarbeit gegen das Kapital hebt eine Gesellschaft nicht auf, in der Kapital und Arbeit nur zwei Teile eines Ganzen sind. Deshalb ist auch die autonome Aktion, als in der Form der Politik verfaßte, ein Beitrag zur Reproduktion von Herrschaft.

Die unabhängige Linke ist nach wie vor und auch dort, wo sie sich von der sozialdemokratisch-legalistischen und bolschewistisch-staatskapitalistischen Tradition lösen will oder gelöst hat, in einer dreifachen Befangenheit geeint: erstens in der Abwesen-

heit einer Kritik der Politik im Sinne einer Kritik des Parlamentarismus. Man liebäugelt mit der fixen Idee einer »kritischen Benutzung« des Parlaments, und auch die außerparlamentarischen Gruppen sind nicht antiparlamentarisch, sondern subventionssüchtiges Vorfeld sei's der Grünen, sei's der PDS. Zweitens ist sie geeint im Mangel einer radikalen Kritik der Staatlichkeit, d.h. des Souveräns als der ins Politische gehobenen Darstellung der Akkumulation. Und drittens ist sie geeint in einem Mangel, der alle anderen gewissermaßen resümiert, nämlich im Mangel der Ideologiekritik, in der Absenz einer dialektischen Idee negativer Wahrheit: Nach ihr könnte Wahrheit nicht mehr positiv formuliert werden; sie ist nur noch in der Kritik des falschen Ganzen aufgehoben.

Weil die Gesinnung schon die rechte, d.h. die linke ist, glaubt man sich über jeden Verdacht erhaben, selbst an der Produktion, Distribution und Zirkulation von Ideologie mitzuwirken. Das linke Subjekt, seiner sozialen Statur nach entweder Akademiker oder akademisierender Autodidakt, vermag sich selbst nicht zu rekonstruieren und nicht zu kritisieren als eine spezifische Gestalt bürgerlicher Vergesellschaftung. Der linke Intellektuelle ist unfähig, seinen notorischen Hang zur Ideologieproduktion zu erkennen. Diese Neigung spricht sich im Bedürfnis nach Revolutionstheorie aus, das Karl-Heinz Roth so vehement vorgetragen hat. Die Theoretisierung der Revolution jedoch ist eins mit ihrer Ideologisierung, d.h. mit ihrer Verhinderung.

Falsche Vermittlung von Theorie und Empirie

► Roth hat mit der Feststellung begonnen, darin bestünde die aktuelle Krise, daß die alltägliche Unzufriedenheit sich nicht mehr mit politischen Perspektiven und Utopien verbinde, daß es also keine Vermittlung gebe zwischen der Tatsache des Elends einerseits, ihrer Wertung und Deutung als Gegenstand notwendiger Empörung andererseits.

Das Organ dieser Vermittlung war in den siebziger Jahren ein ungeheurer Mikrokosmos von Kleinstgruppen und Kleinparteien, deren Gemeinsamkeit über alle Fraktionen hinweg darin bestand, daß es ihrer Statur nach bürgerliche Intellektuelle waren, die mittels dieser Organisationen versuchten, das neue, das proletarische Allgemeine gegen das bestehende Allgemeine zu organisieren. In dieser Organisations- und Parteiaufbauwut kamen nicht zufälligerweise alle Eigenschaften des bürgerlichen Intellektuellen zum Vorschein, d.h. Eigenschaften, die der geistige Widerschein dessen sind, was Marx als den Zusammenhang von Warenform und Denkform angedeutet hat[2]: Die Logik theoretischen Argumentierens, »entspricht« und »entspringt« genau der Logik, die das sinnlich Verschiedene als Ausdruck ein und derselben abstrakten Substanz – Wert – identifiziert. Damit kommt eben die Spaltung von Wesen und Schein, von Theorie und Empirie in die Gesellschaft hinein, deren sekundäre Heilung und »Vermittlung« der historische Auftrag wie die gesellschaftliche Mission der Intellektuellen ist. Die Ideologie produziert der Intellektuelle, indem er sich – in wessen Interesse auch immer, ob als Söldling des Kapitals oder im Dienste des Proletariats – in dieser Spaltung wie der Fisch im Wasser bewegt, anstatt die Konstitution dieser Spaltung selbst zu kritisieren.

Ein bißchen Marx...

► Wie gesagt: Marx hat diesen Zusammenhang nur angedeutet und skizziert. Wenn daher Karl-Heinz Roth die kritische Wiederaneignung der marxschen Tradition fordert, dann wären zuallererst die schwachen Punkte in Marx selbst wegzuarbeiten, die den Sozialdemokratismus-Leninismus theoretisch möglich werden ließen. Es sind dies v. a. zwei, die Kritik der Politik und eben die der Erkenntnis, die unmittelbar in die Kritik der Ideologie überleitet. Der Materialismusversuch von Marx erfolgt historisch im Übergang des Kapitals von der formellen Subsumtion der lebendigen Arbeit zu ihrer reellen Subsumtion: Er entwickelt ihn vor dem Hintergrund einer kapitalistischen Eigentumsordnung, in der noch vorkapitalistische Produktionsformen bestehen (in der beispielsweise noch keine Automationsarbeit erfolgt). In dieser historischen Phase ist ein Konzept wie »nicht-entfremdete Arbeit« noch vorstellbar, und die lebendige Arbeit wird bei Marx noch als möglicher Gegensatz zum und nicht als Teil des Kapitals betrachtet. Marx vermag sich in der Grauzone dieser epochalen Transformation nicht definitiv zu entscheiden, ob es die Arbeit ist, die vergesellschaftet, oder ob es das Kapital ist, und er entscheidet sich doch fürs erste, d.h. dafür, das Kapital als den entfremdeten Ausdruck der gesellschaftlichen Arbeit darzustellen, d.h. die Vergesellschaftung durchs Kapital als die »uneigentliche«, bloß phänomenale Geschichte zu betrachten, der eine proletarische Geheimgeschichte als ihr Wesen und Grund unterliege. Anders gesagt: Marx schwankt zwischen der Theorie kapitalistischer Entwicklung, die ihn so berühmt wie berüchtigt gemacht hat, und der »Kritik der politischen Ökonomie«.

Theorie und Kritik jedoch sind zwei Paar Schuhe. Mit der Theorie brachte er die Rede von der »Klasse an sich« und der »Klasse für sich« in die Welt. Sie sollte die Lieblingsideologie des auf »Vermittlung« erpichten Intellektuellen werden, nach der eine objektive Lage nur mit Bewußtsein zu füllen wäre, damit eine revolutionäre Handlung möglich werde. Er setzte einen schlechten Idealismus in Umlauf, der dann in den Systemen des »wissenschaftlichen Sozialismus« Karriere machte, eine Trennung von Schein und Wesen, die nicht zu denken vermochte, daß dieses Wesen unmöglich anders als eben so zu erscheinen hatte. Aber das Wesen muß erscheinen: Der Schein ist das erscheinende Wesen, nicht, wie die linken Proletariatstheologen es gerne möchten, seine Verhüllung.

...und viel Murx

► Es verwundert sehr, daß Roth, bemüht wie kaum ein anderer darum, den Klassenantagonismus aus dem ideologisierenden Zugriff der dogmatischen Tradition zu befreien, über das Verhältnis von Empirie und Theorie so wenig reflektiert. Sein Theorieverständnis ist selbst traditionalistisch. So schreibt er z.B., es ginge darum, »die methodischen Kernbestände der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie, die im Gegensatz zu der daraus abgeleiteten historischen Prognose zweifellos unverändert sind, zu bewahren und empirisch-kritisch weiterzuentwickeln.«[3] Die marxsche Theorie allerdings kennt keinen Gegensatz von Methode und Gegenstand, weil sie eine materialistische, keine positivistische ist. Die »Methode« ist nichts Äußerliches, sie ist kein Werkzeug und nicht der Hammer, mit dem die Linken so lange auf die Realität einhauen, bis der revolutionäre Funke sprüht – sie ist die Selbstreflexion des Gegenstandes. Daher kennt sie kein Problem der Vermittlung von Theorie und Empirie. Aber Roth, der kritische, undogmatische Marxist, spricht über Marx wie ein Positivist.

Die marxsche Theorie handelt jedoch von nichts anderem als von der negativen Synthesis der Gesellschaft im Kapital, die aus der so herrschaftlichen wie ausbeuterischen Spaltung der Produkte und ihrer neuen Darstellung als hier Tauschwert, da Gebrauchswert entspringt. Es ist diese Synthesis, die sich als Vermittlungsproblem von Geld und Ware darstellt, und die dem Verstand anbietet, sie

einerseits theoretisch zu durchdenken, andererseits empirisch zu erforschen. Dieses durchsichtige Angebot sollten wir dankend ablehnen und ideologiekritisch zurückweisen, denn die Revolution läßt sich unmöglich in den »objektiven Gedankenformen« (Marx) des Kapitals selbst begründen. Warum? Weil sie, wenn sie die Revolution ist, (unter anderem) den Zwang, in den Formen der Ideologie zu denken hinfällig werden läßt. Die Revolution ist nicht gelungene Vermittlung, sondern sie ist die gesellschaftliche Liquidation des Vermittlungsproblems selbst.

Roth will die Revolutionstheorie als die Eselsbrücke, die Theorie und Empirie verbindet. Daher seine Rede von einer neuen, sozialrevolutionären Moral, die aus den neuen Formen sozialer Subjektivität erwachsen soll. Seine Polemik gegen »den starren Funktionalismus und Determinismus der marxistischen Kritik«[4] zeigt an, daß er das dogmatische Spiel einer durch die Partei vermittelten Dialektik zwischen der »Klasse an sich« und der »Klasse für sich« ebensosehr zurückweist, wie er entschieden bemüht ist, nur die Parteifunktion zu substituieren, nicht aber das Schema selbst aufzugeben. An den systematischen Ort der Partei tritt das Konstrukt der sozialrevolutionären Moral. Und hierin aufersteht die komplette Tradition. Denn das neue Subjekt, das in den neuen Klassenverhältnissen gezeugt wird, mag in seinen Exemplaren zwar empirisch ganz verschieden sein, mag sich anders artikulieren, mag in Weltgegenden kämpfen, in denen zuvor noch niemand gekämpft hat – aber es bleibt ihm, Roth, doch das Produkt einer objektiven sozialen Lage, die einen objektiven politischen Auftrag stiftet und damit den objektiven Zwang, sich diese Lage und diesen Auftrag mit Bewußtsein anzueignen. Nichts anderes hat Lenin gesagt, nicht anderes Karl Kautsky und Georg Lukàcs, nichts anderes Stalin.

Kritik zwanghafter Ideologieproduktion

▶ Ideologiekritik dagegen zielt auf den Bruch mit den objektiven Gedankenformen des Kapitals. Sie will sich damit nicht abfinden, mit sozialer Notwendigkeit falsch zu denken, will aus der neurotischen Zwanghaftigkeit, die Empirie des Kapitals nur in den vom Kapital selbst gestifteten theoretischen Reflexionsformen verstehen zu können, ausbrechen. Die vermeintlich revolutionäre Dialektik von »Klasse an sich« und »Klasse für sich« jedoch ist nichts als Ideologie, nur ein Traum der linken Intellektuellen. Sie leitet sich ab aus dem Gegensatz von Tauschwert und Gebrauchswert, in dem das Empirische zum Phänomen wird, zum Uneigentlichen, also: wie es im »Kapital« heißt, zum »stofflichen Träger« des Tauschwerts, d.h. seiner zwar allemal notwendigen, noch lange aber nicht hinreichenden Bedingung. Im Geld emanzipiert sich der Tauschwert noch von dieser nur formellen Trägerschaft durch den Stoff und setzt sich selbst als Stoff, als seine eigene Empirie. Darin ist die Empirie nichts als die Konkretion des Abstrakten, seine Darstellungsform. Theorie als Denkform (d.h. als Selbstbewußtsein der Ware) durchschaut das Wirkliche auf sein Wesen, d.h. reflektiert auf die tätige Abstraktion des Werts. So führt der theoretische Erkenntniswille mitten hinein in die Affirmation des Vorfindlichen.

Wenn die Linke sich rekonstruieren will, wenn sie sich zur Rückforderung der Zukunft ertüchtigen will, dann muß sie mit der radikalen Kritik beginnen, d.h. sich selbst vom notorischen Hang zur Ideologieproduktion befreien. Nur dann wird Praxis als revolutionäre Antipolitik möglich.[5]

Auszug aus der Diskussion

▶ **KHR:** Bei allem Respekt vor Deiner Gelehrigkeit und Eurem faszinierenden Projekt, eine neue kritische Theorie der Gesellschaft zu entwerfen – habt Ihr schon einmal darüber nachgedacht, was es bedeutet, die Kritik des Intellektuellen als Ideologieproduzenten in einer Sprache und Terminologie vorzutragen, die nur Intellektuelle beherrschen?

Desweiteren ist mir aufgefallen: Wenn Du sagst, daß Warenform, Wertform und Denkform Widerspiegelungen der Kapitallogik, also der Verwertungslogik des Kapitals, sind, und wir außerdem als Linke in der Ideologiekritik unserer eigenen Geschichte nur weiterkommen, wenn wir diesen Punkt durchbrechen, dann stellt sich für mich die Gegenfrage, ob dies nicht ein sehr mechanistisches Vorgehen ist. Liegt ein solcher Schematismus nicht auch innerhalb des Rahmens eines verkürzten dialektischen Denkmodells, den wir hinter uns lassen sollten?

Ich gehöre zu einer politischen Tradition, die die Kritik der sozialdemokratischen-marxistischen Arbeiterbewegung immer dort begonnen hat, wo diese die Subsumtion der Menschen unter ihre Warenfunktion, ihre Arbeitskraft als Ausgangspunkt ihres Handelns gewählt hat. Wir müssen – und darin sind wir uns einig – in der Tat einen neuen Ausgangspunkt finden. Dabei geht es mir keineswegs, wie Du mir unterstellt hast, um eine Vermittlung zwischen einer Klasse an sich zu einer Klasse für sich.

Allerdings bin ich der Meinung, daß es elementare Grundbedürfnisse gibt. Grundbedürfnisse des Proletariats sind eine historische Kontinuität, die in den verschiedenen historischen Epochen unterschiedlich definiert wurden – ob wir das soziale Gleichheit oder Gerechtigkeit nennen oder ob wir von einer moralischen Ökonomie sprechen.

Die Begrenztheit des Ansatzes der moralischen Ökonomie will ich gar nicht leugnen – natürlich ist der gerechte Preis ein Fetisch. Das ist aber nur die eine Seite – die Seite der Ideologiekritik. Du abstrahierst zu stark vom realen Prozeß. In den historischen Prozessen, in denen die Kämpfe um den gerechten Preis oder Lohn praktiziert wurden, steckt zweierlei. Es liegt immer eine sehr begrenzte Denkform vor, eine sehr eingeschränkte Fähigkeit, sich außerhalb der Normen, des sprachlichen Kontextes und der kulturellen Sprechakte zu bewegen. Es kommen aber auch Erfahrungen und Lernprozesse zum Tragen, die Bewußtseinsveränderungen überhaupt erst möglich machen. Gerade Kommunikationsstrukturen sind für die Herausbildung kollektiven Handelns von enormer Bedeutung. Diese Möglichkeit der Bewußtseinsveränderung relativiert den Widerspruch zwischen objektiven und subjektiven Bedürfnissen, der des Vermittlers bedarf, ein Stück weit.

Es ist richtig, daß ich die Rolle des Vermittlers nicht ganz zurücknehme. Ich glaube, daß es im historischen Prozeß sozialer Emanzipation Stadien gibt, in denen der Weg zum wirklichen Bruch mit den kapitalistischen Ausbeutungsverhältnissen erst noch gegangen werden muß. Es kommt vielmehr darauf an, die Rolle des Vermittlers von vorne herein begrenzt zu halten. Er darf nicht dazu eingeladen werden, als Kommunikator der Idee zu verfallen, der Arbeiterbewegung als objektiver Geist in Gestalt einer Partei entgegenzutreten. Wir müssen hier pragmatischer vorgehen. Im übrigen: Hätten wir keine vermittelnden Intellektuellen, dann gäbe es auch keine Ideologiekritik, die eine wesentliche Komponente in einem solchen als Prozeß begriffenen Geschehen ist. Und weil dieses Geschehen eine Entwicklung darstellt, die indeterminiert ist, müssen wir es historisch betrachten, und nicht nur materialistisch.

Du ziehst Dich auf eine philosophische Kritik des Kapitalismus zurück, während ich

Anmerkungen:

1 Vgl. iz3w 221, S. 31-33. Der Beitrag von Karl-Heinz Roth war eine Rede, die er auf einer Diskussionsveranstaltung mit der ISF im Herbst in Freiburg hielt. Auf dieser Veranstaltung kam es zu einem Streitgespräch zwischen Roth und Bruhn, das in einem Auszug in Anschluß an Bruhns neu verfaßte Kritik dokumentiert wird.

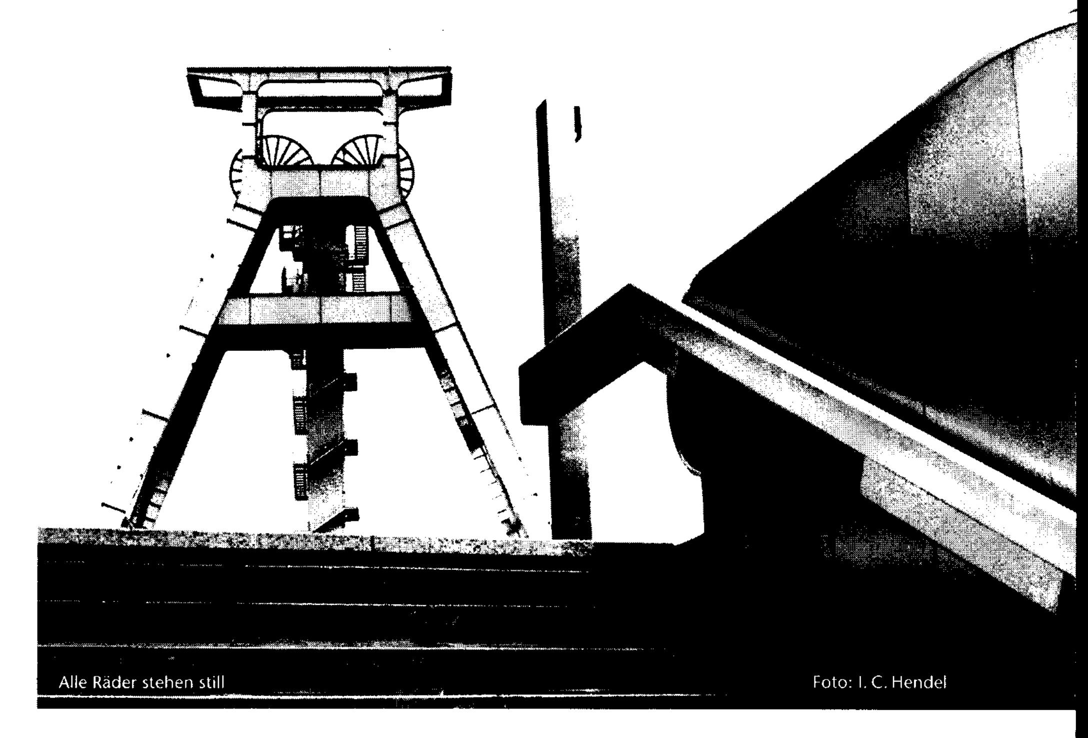
2 Der Zusammenhang von Warenform und Denkform wurde von Sohn-Rethel und Adorno erläutert. Hier kann dies nur in zwei Sätzen geschehen.

3 K.H. Roth, Die neuen Klassenverhältnisse und die Perspektive der Linken – Schwächen und Stärken eines überfälligen Diskussionsvorschlags, in: ders. (Hrg.), Die Wiederkehr der Proletarität, Köln 1994, S. 155-283, hier: 270

4 Ebd., S. 264

5 Vgl. Initiative Sozialistisches Forum, Das Ende des Sozialismus, die Zukunft der Revolution, Freiburg 1990

► **Joachim Bruhn** ist »freier Kritiker« und in Freiburg in der Initiative Sozialistisches Forum verankert. Veröffentlichung u.a.: Was deutsch ist. Zur kritischen Theorie der Nation, Freiburg (ça ira-verlag) 1994.



Alle Räder stehen still Foto: I. C. Hendel

versuche, einen Vorschlag zu unterbreiten, der konkrete Handlungsperspektiven liefern könnte. Wir müssen einen Prozeß in Gang bringen, der beispielsweise nach und nach Marktförmigkeit beseitigt oder Punkt um Punkt das Recht auf Wohnung geldlos durchsetzt. Ich spreche von sozialer Aneignung als Voraussetzung dafür, daß die gesellschaftliche Aneignung des angehäuften Reichtums in einer Weise erfolgt, in der der Bruch mit den kapitalistischen Strukturen dieser Gesellschaft möglich wird.

Wir haben eine eigene existentielle Position, eine Verantwortung. Wie sollen wir im gegenwärtigen Pauperisierungsprozeß mit dem Phänomen umgehen, daß hunderttausende von Menschen ausgegrenzt werden, daß sie als Individuen zerstört werden. Jede Frage nach den eigenen Perspektiven von sozialer Befreiung, enthält die Frage, wie wir zu diesen Menschen stehen. Sind diese Menschen, wie Sartre gefragt hat, nur Kieselsteine, die uns nichts bedeuten, weil sie weder im historischen Prozeß noch als Subjekte irgendwelche Beiträge zur conditio humana leisten können? Oder sind es diejenigen, die uns am nächsten sind?

JB: Was unterscheidet diesen Vorschlag einer Praxis, außer seiner theoretischen Begründung, von einer Armenküche, die von der Caritas geleitet wird? Schon Jesus hat gesagt: »Was du dem geringsten deiner Brüder getan hast, das hast du mir getan.« Das ist eine Moral, die vollkommen legitim ist und die jenseits jeglicher Begründungsnotwendigkeit steht. Aber es ist eine Moral, die offenkundig nicht die herrschende, die allgemeine ist. So sympathisch diese Moral ist, so sehr verwickelt sie sich in dieselben Widersprüche wie das Zentralblatt der Caritas »Sozialcourage«, das monatlich verschiedene Formen geldloser Subsistenz vorstellt. Es stellt sich doch die Frage, ob diese Moral im Zuge ihrer Verallgemeinerung die Ambivalenz zwischen Funktionären und Emanzipation aushalten kann. Stalin war ja auch nur Generalsekretär, also der führende Bürobote.

Von der Selbstbegrenzung der Vermittler, etwas nicht zu tun, ist so wenig zu halten wie von dem Gründungsmythos der GRÜNEN als einer Anti-Parteien-Partei. Die haben sich damals dazu verpflichtet, in den formellen Formen der Partei etwas ganz anderes zu praktizieren als andere Parteien. Wir haben gesehen, daß die Logik der Partei stärker ist. Wir müssen diese Logik der Partei selber kritisieren. Wenn Kämpfe überhaupt nur in den Formen von Geld und Recht stattfinden – egal, was die Individuen intentional damit bezwecken –, so sind sie schon Fleisch vom Fleische dessen, was sie beseitigen wollen. Der Klassenkampf wird dann zum Motor des Kapitalverhältnisses, zum Organ seiner Erneuerung, wenn er durch soziale Reformen die Reproduktion der falschen Gesellschaft sichert.

Das Problem ist folgendes: Wir wollen die Revolution, aber wir haben nicht mehr in der Arbeiterklasse diese Identität von Subjekt und Objekt, die die Tradition zu haben glaubte. Wir dürfen jetzt unter diesem Mangel nicht so stark leiden, daß wir ihn mit einer neuen Terminologie, aber der gleichen Strategie heilen wollen. Wenn in den pauperisierten Massen nicht selbst der Übergang zur revolutionären Praxis und in der Pauperisierung eine Logik zur Aufhebung des Kapitalverhältnisses liegt, dann hilft auch kein Armenarzt, kein Mitleid.

Warum können wir nicht sagen: »Wir wollen die Revolution – und das begründen wir gar nicht weiter«? Das ist völlig legitim. Ich debattiere ja auch nicht über die Frage, ob Juden Menschen sind. Die Frage, ob der Kommunismus sein muß oder nicht, brauchen wir nicht zu diskutieren. Der Kommunismus ist begründungsfrei. Nicht begründungsfrei ist die Weise, wie man das Kapitalverhältnis selber kritisiert. Da müssen wir aufpassen, uns nicht in die dargestellten Dilemmata zu verstricken.

Die Geschichte mit der Gegenmacht

Der BUKO '97 auf der Suche nach Praxis

von **Jochen Müller**

Irgendwie fühlte man sich in die 70er und 80er Jahre zurückversetzt. Kommunen, Widerstand und Bündnisse... Vokabeln, Projekte und Konzepte von gestern feierten fröhliche Urständ beim diesjährigen Bundeskongreß entwicklungspolitischer Aktionsgruppen (BUKO) in Paderborn. Dabei sollten doch Ansätze und Perspektiven einer »Gegenmacht von unten« für – oder gegen – die Welt von morgen ausgelotet werden.

▶ Nachdem in den vergangenen Jahren zu den Themen Patriarchat (BUKO 1995) und Nachhaltigkeit (1996) ausführlichst theoretisiert worden war, sollte es den ca. 250 KongreßteilnehmerInnen jetzt um die Praxis gehen. Wie und mit wem kann dem neoliberalen Treiben, das weltweit Ungleichheit und Ungerechtigkeit in neue Dimensionen schießen läßt, Einhalt geboten, und wie können Konzepte anderen Lebens und Arbeitens entwickelt werden? Daß diese Frage vor dem Hintergrund der Verhältnisse nicht höchst resigniert und pessimistisch angegangen wurde, gehörte zu den Stärken des Kongresses. Praktische Ansätze der Vernetzung und Selbstorganisation, der Kampagnen-, Flüchtlings- und Illegalisiertenarbeit, im fairen Handel, in Tauschringen, Kommunen oder Kollektiven sowie politische Konzepte zu sozialen Bündnisse, zur Aneignung der Arbeit, zur sozialen Grundsicherung oder zum Existenzgeld wurden diskutiert.

Hinter solchen Themen stehen Notwendigkeiten. Will sagen, die ökonomische und soziale Situation hat sich in den alten Industrieländern in vielen Bereichen dem angenähert, was vor nicht allzulanger Zeit den »Entwicklungsländern« vorbehalten war. Verarmung, Marginalisierung und Diskriminierung betreffen immer mehr Menschen vor der eigenen Haustür, die für den Verwertungsprozeß unnütz geworden sind. Dementsprechend verlagern sich die Blicke kritischer Zeitgenossen mehr und mehr von den Armutsregionen des Südens auf die zunehmend prekäre Situation in den Metropolen, dem eigenen geographischen wie politischen Standort. Damit ist der BUKO, der ja vor zwanzig Jahren einmal als Organisation entwicklungspolitischer Gruppen gegründet worden war, nicht allein.

Die aktuelle Misere nährt bei vielen Linken mancherlei Hoffnung auf eine Situation, in der Gegenmacht mächtig und revolutionäre Ideen Wirklichkeit werden könnten. Zwar bestehe, so hieß es im Eingangsreferat, nur ein unklares und diffuses Gefühl von Gegenmacht, dafür aber ein ausgeprägter gemeinsamer Wunsch nach ihr. In diesem »Hoffen und Bangen« ahnen einige bereits das »erotische Moment« einer erst noch in dieselbe zu setzenden Bewegung.

Trotz wiederholter gegenteiliger Behauptung führt das in der Praxis immer wieder zum Schielen nach dem längst abgeschriebenen revolutionären Subjekt. Dieses wird inzwischen weniger als früher in der Ferne – hier eignen sich vielleicht gerade noch die Zapatisten – sondern in unseren Breitengraden gesucht. Nicht mehr im Begriff des Proletariats, aber in den verschiedenen Minderheiten und Marginalisierten, zu denen man sich zunehmend selber zählen kann (oder will) wird das Potential zur Gegenmacht und Veränderung vermutet. Man bezog sich u.a. auf Flüchtlinge, Behinderte, Alte, Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger, Sozialbündnisse, Euro-Märsche oder den Castor-Widerstand – also auf ein wachsendes diffuses Heer der Unzufriedenen. Unterschwellig stellt sich damit wie eh und je die Frage: Verhält sich das erwählte Subjekt auch wie gewünscht und was kann die Linke ihm anbieten?

Praktisch wird wieder nach dem revolutionären Subjekt geschielt

An diesem Punkt wurden die Konzepte der 70er und 80er Jahre recycelt, bzw. an sie angeknüpft. Mit einem anderen Arbeitsbegriff, in selbstverwalteten Betrieben, in Kommunen und mit Tauschringen könnten Freiräume erobert, dem kapitalistischen Zugriff abgerungen, Alternativen mit Ausstrahlungskraft aufgezeigt und also Gegenmacht entwickelt werden. Der Blick in die Geschichte zeigt aber auch, daß die meisten dieser Ansätze, die ja immerhin in Zeiten des Überflusses und nicht vor dem Hintergrund der Not entstanden sind, in ihren Nischen erstarrt sind, daß die Projekte vor allem um ihre Selbsterhaltung ringen, daß nicht sie den Markt bekämpfen, sondern der Markt die meisten längst gefressen hat.

Zu bedenken ist auch, ob nicht einige der in der Entwicklungs- und Sozialpolitik seit langem zurecht als klassische Armenpolitik kritisierten Notmaßnahmen wie Grundbedürfnissicherung und humanitäre (Selbst)hilfe, die nichts verändern, sondern ruhigstellen sollen, plötzlich reimportiert und revolutionär gewendet, d.h. mit einem Gehalt versehen werden, den sie per se nicht haben, sondern der erst »vermittelt« werden muß.

Beispielhaft sind vielleicht die Erfahrungen mit dem Berliner »Bündnis gegen Sozialkürzungen und Ausgrenzung«, die auf dem BUKO von aktiven Teilen dieses Sozialbündnisses präsentiert wurden. In Berlin war es Anfang des vergangenen Jahres einem breiten linken Bündnis gelungen, bis zu 30.000 Menschen auf die Straße zu bringen. Dort wurde nicht für Arbeit demonstriert. Vielmehr gehörten Positionen internationalistischer und antirassistischer Gruppen, wie »Bleiberecht für alle«, die Weigerung alternative Sparpolitik zu betreiben, die Forderung nach Existenzgeld u.a., zu den inhaltlichen Kernpunkten der Bündnis-Organisatoren. Erst später wurde realisiert, daß es sich um eine einmalige Situation gehandelt hatte, daß die konkreten Sparmaßnahmen des Berliner Senats, die gleichzeitigen Proteste gegen Studiengebühren und andere Bestandswahrungsinteressen von Einzelgruppen zusammengekommen und den hohen »Mobilisierungsgrad« bewirkt hatten. Die weiterreichenden Forderungen fanden kaum Rückhalt, das Bündnis verlief im Sande. Gegenmacht fand nicht statt.

Anstatt jedoch zu konstatieren, daß nicht Interessenidentität die Menschen auf die Straße trieb, zogen Teile des ehemaligen Bündnisses die Schlußfolgerung, nun in Stadtteilarbeit die Organisierung zu verbessern und vielleicht diese Identität doch noch zu stiften. Identität – damit beschäftigte sich auch eine AG des BUKOs – ist jedoch nicht nur in puncto Geschlecht, Nation (incl. zu befreiender Nation) ein Konstrukt, sondern auch in Sachen Gegenmacht und Revolution.

Die Suche nach praktischen Alternativen zur herrschenden Politik und Ökonomie und die Anknüpfung an Erfahrungen der Vergangenheit ist allemal ein lohnendes Unterfangen. Vielleicht auch, um sich zu vergegenwärtigen, daß vor dem Hintergrund der dominierenden Ellenbogen-Ideologie die erotischen Momente des Hoffens auf Bewegung, gleichzeitig Anlaß zur Furcht geben – wenn nämlich die Subjekte sich massenweise *fort*bewegen.

▶ **Jochen Müller** ist Mitarbeiter im **iz3w**.

Von Kritikern, Helfern und Händlern

Biobío

▸ Die Kämpfer für den Regenwald von »urgewald« lehnen sich derzeit weit aus dem Fenster. Es ist der Vorstand der Dresdner Bank, der den Kampagneros die Zornesröte ins Gesicht treibt. Die Bank mit der grünen Schleife und der braunen Vergangenheit finanziert nämlich ein Staudamm-Projekt in Chile an einem Fluß mit dem schönen Namen Biobío. Es sei ein Skandal, daß die Bank die umwelt- und sozialpolitischen Richtlinien staatlicher Entwicklungszusammenarbeit untergräbt, wettern Sprangers neue Verbündete.

Gleichzeitig sehen sie sich als die besseren Bänker, klären sie doch die Dresdner über die ökonomische Unsinnigkeit des Projektes und die Aktionäre über die finanzielle Verantwortung des Vorstandes für ihr Geld auf. Falls sich die Umweltschützer aber doch gewaldig verrechnet haben, so bleibt ihnen immerhin noch, die Bank auf ihre »gesellschaftspolitische Verantwortung« hinzuweisen. Da sich ja alle Banken bekanntermaßen karitativen Zielen verschrieben haben und in ihren Statuten feierlich erklären, zukünftig nicht mehr Kapital sein zu wollen, dessen Ziel es ist, sich zu vermehren, werden die Dresdner Bänker schnell ihren Fehler einsehen.

Was lernen wir aus dem urigen Kampf der Regenwald-Lobbyisten? Wer nur noch Biobio sieht und sich nicht für die Verfaßtheit kapitalistischer Gesellschaften interessiert, landet vielleicht einmal in einem sozialdemokratischen BMZ oder bei Mehrheiten auf Aktionärsversammlungen gegen ökonomisch unsinnige Projekte. Er oder sie wird aber niemals verstehen, warum Bert Brecht schreiben konnte: »Es ist ein geringeres Verbrechen, eine Bank auszurauben, als eine zu gründen.«

Deutsche Hilfe

▸ Sie sind sehr hilfsbereit, die Deutschen. Das weiß Frau Ingeborg Schäuble (ja, sie ist es) zu berichten, die Deutschlands Beitrag gegen die weltweite Armut vorsitzt. Hat doch die Deutsche Welthungerhilfe 1996 ihre Spendeneinnahmen um über 10% auf 40 Mio. DM steigern können.

Und das in Zeiten, in denen Sprangers Laden die Mittel zur Linderung der Not (und zum Sponsoring von Arztserien) immer weiter gestrichen werden. Da Mitleid das Kapital der Karitativen ist, tröstet Schäubles Gattin den Mann von Frau Spranger. Sie versichert ihm, daß private Hilfsorganisationen wie die vom Bundespräsidenten geschirmherrte Deutsche Welthungerhilfe keineswegs die staatliche Entwicklungshilfe ersetzen wollen.

Es ist aber auch egal, wer den Negern das Geld gibt. Das Ziel ist dasselbe. Frau Schäuble: »In einer Welt, in der Entfernungen schrumpfen, werden zu große politische, ökologische, ökonomische oder soziale Unterschiede zwangsläufig zu Spannungen führen müssen, die am Ende die Wohlhabenden mehr zu fürchten haben als die Armen.«
Sie sind nicht dumm, die Deutschen.

Das Design bestimmt das Bewußtsein

▸ Und sie lebt doch, die deutsche Soli-Szene! Sie ist beliebt und kein Schmuddelkind. Und erfolgreich. Vor allem die gepa.

'Tanzania', 'Nicaragua', 'Monte de Oro' – man ist weit und rund gekommen. »Groß und geometrisch, mit kräftigen Farben, klaren Linien und Formen« – das erleben nur Soli-Kaffeetrinker.

Der faire Handel zu korrekten Preisen ist nun geehrt worden – von der Firma Mobil Plastics Europe mit dem »Oppack Award« für das hübsche Design der Kaffeetüte. Der Grund: die spezielle Polypropylen-Polyethylen-Folie. Sie ist umweltfreundlich, gewährleistet optimalen Aromaschutz und kann bei der Kaffeerösterei Niehoff abgefüllt werden.

Glückwunsch, liebe Gesellschaft zur Förderung der Partnerschaft mit der Dritten Welt mbH. Die Verdammten dieser Erde dürfen wieder hoffen. *js*

Ohne Wort

▸ Ein Problem, mit dem Ressourcenschutzprojekte im pidginsprachigen Raum West- und Zentralafrikas tagtäglich konfrontiert sind, resultiert aus dem Fehlen des Begriffes der »Natur« in dieser Sprache. Da es nun den Nachhaltigkeitsrittern relativ schwerfällt, Umweltschutz zu lehren, wenn sich der zu schützende Gegenstand als unbenannt und damit unbekannt dem emanzipatorischen und vor allem partizipativen Diskurs entzieht, brachten sie zwei Umschreibungen in Umlauf: Christliche NGOs bevorzugen die blumige Umschreibung »tin dem weh god mek`am«, die letzlich darauf hinaus läuft, Ressourcenschutz in Bewahrung der göttlichen Schöpfung umzuwidmen, was jedoch kaum mit rationalen Argumenten gelingen mag und zudem die anjmistischen Teile der pidginsprechenden Gesellschaften unberührt läßt. Weltlichere NGOs bevorzugen den Terminus »tin dem fo wi kona«, der in etwa unserem Umweltbegriff entspricht, jedoch deswegen ins Leere läuft, weil ohne Differenzierung in gute Natur und schlechten menschlichen Lebensraum der Schutz dieser Umwelt ohne Bedeutung bleibt, da Wald und Holzeinschlaggesellschaften gleichermaßen von ihm bedacht werden.

Als »Einbrechen des Namens in das Chaos des Unbenannten« bezeichnet Franz Rosenzweig jene Verklärung der unbegriffenen
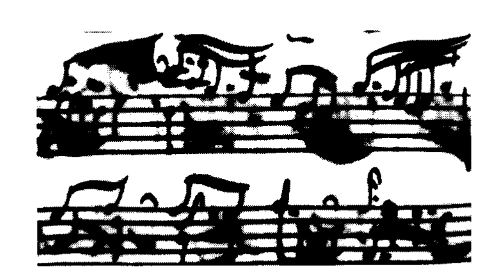
Welt durch die Denker der Antike, welche in der Grundlegung des bis heute nachwirkenden Terminus Mythos seinen deutlichsten Widerhall fand. Der Begriff dient demnach dem Menschen in zweifacher Weise als Mittel der Rationalisierung: Einerseits kann durch die Benennung ein individuelles Phänomen Gegenstand eines gesellschaftlichen Diskurses werden und zum anderen wird der eigene, gesellschaflich vermittelte Mythos gestärkt, indem er sich ausdehnt.

Eine Benennung der »Natur« kann im konkreten Fall positive Effekte nach sich ziehen: In der Episode »Asterix bei den Normannen« werden die Wikinger als furchtlose Gesellen gepriesen, wobei ihre Furchtlosigkeit aus dem Fehlen eines Begriffes für Angst in ihrer Sprache resultiert. Kaum wurde ihnen diese Begriffswelt eröffnet, wandelten sie sich von mutigen Kämpfern in furchtsame Wesen, denen schon der Anblick einer Maus die gesunde Frische der Seeleute aus den Gesichtern weichen ließ. Vielleicht lehrt das Wissen um den Gegenstand des europäischen Naturbegriffes die Pidgin sprechenden Menschen so nachhaltig das Fürchten, daß sie in Zukunft jeden Baum furchtlos verteidigen. Jedoch sind Zweifel erlaubt. So kennt unsere eigene Kultur seit langer Zeit Natur, allerdings nicht als realen Gegenstand des alltäglichen Lebens, sondern als konservative Erinnerung an bessere Zeiten, wie Kulturanthropologen nachgewiesen haben. Wenn Sprachgeschichte sektoral wirksam ist, wie dies zum Beispiel Claude Lévi-Strauss unterstellt, dann wird ohne äußeren Einfluß Pidgin erst dann »Natur« nennen, wenn auch der letzte Primärwald den Sägen anheim gefallen ist. Ein anderer Weg zur immanenten Benennung von Natur könnte auch dann eingeschlagen werden, wenn das Leben in den Städten den Menschen nicht länger als Ausdruck einer Glück und Wohlstand verheißenden Moderne und damit als Sinnbild des guten Lebens erscheinen würde. So lange einem im kleinsten Dorf das quäkende Kofferradio als Ausdruck der Teilnahme am menschlichen Leben stolz entgegengehalten wird, bleibt Naturschutz ein Projekt der Menschen, die ihre Natur bereits nachhaltig zerstört haben.

Augenfällig wurde diese Diskrepanz zwischen aufgeprägtem Begriff und sprachlich vermittelter, gesellschaftlicher Realität, als mir der Leiter eines Ressourcenschutzprojektes in Kamerun nach einigen Flaschen Bier erklärte, daß er den Wald schützt, weil es der »wayt man« so will. »Wir haben immer gemacht, was unsere Herren gesagt haben: Früher sollten wir alles abholzen und Plantagen anlegen, heute sollen wir alles aufforsten und den Regenwald in Ruhe lassen. Soweit gut, aber was wird morgen sein?«

Nun werden Umweltfreunde einwenden, daß die aktuelle Form des Imperialismus insoweit positiv sei, als sie nachhaltig das Überleben der Menschheit sichere, jedoch würde ich zu bedenken geben, daß dies auch insoweit nachhaltig ist, als es unsere Herrschaft über das Maß verlängert.

Kai Schmidt-Soltau



Liaison fatale

▶ Ist es journalistische Prostitution oder journalistischer Alltag, wenn Shell JournalistInnen Reisen nach Nigeria finanziert und mit dem Recherche-Hubschrauber über die Ölfelder des Ogoni-Gebietes fliegen läßt? Dies hatte die Presseabteilung des Shell-Konzerns Mitte 1996 für vier auserwählte Mitarbeiter der deutschen Zeitungslandschaft, u.a. für Udo Ulfkotte von der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, organisiert. In den Artikeln, die pünktlich kurz vor dem Jahrestag des nach seiner Kritik an den Geschäftspraktiken und der Kooperation des Shell-Konzerns mit dem Militärregime am 10.11.95 hingerichteten nigerianischen Schriftstellers Ken Saro Wiwa erschienen, wurde jegliche Umweltverschmutzung geleugnet. »Wer heute das Delta des Niger-Flusses besucht, reibt sich verwundert die Augen: Auch nach tagelangen Tiefflügen mit dem Hubschrauber sind jene Umweltverschmutzungen, die vor allem dem (...) Shell-Konzern angelastet werden, kaum zu finden«, philosophierte Udo Ulfkotte am 23.10.1996 in der FAZ. Ähnliche, zum Teil fast wortgleiche Passagen finden sich auch in den Artikeln der Süddeutschen Zeitung und Frankfurter Rundschau. Auch deren Mitarbeiter flogen im Shell-Hubschrauber über die Shell-Ölfelder und sahen nur glückliche Kühe und blühende Landschaften.

Karl Rössel, Mitarbeiter des »Rheinischen Journalistenbüro« in Köln, hatte dies auf einer Veranstaltung der Ken Saro Wiwa-Woche in Köln als Gefälligkeitsjournalismus bezeichnet, der journalistischer Prostitution gleichkäme. Rössel verwies in einem Redebeitrag auf die Mitverantwortung des Shell-Konzerns für den Militärterror gegen die Ogoni und die Ermordung Ken Saro Wiwas. Mit im Publikum saß Rainer Winzenried, Pressesprecher der Deutschen Shell AG. Einen Monat später flatterte ein Brief ins Haus, in dem die FAZ Rössel aufforderte, »es zu unterlassen, in Bezug auf die Berichterstattung der FAZ und/oder von deren Redakteur Udo Ulfkotte über Nigeria die Behauptung aufzustellen, der Berichterstatter der FAZ sei bei seiner jüngsten Reise nach Nigeria für seine firmenfreundliche Berichterstattung von Shell geschmiert worden; die FAZ habe sich damit für Shell prostitutiert«. Bei »Zuwiderhandlung« wurde eine Vertragsstrafe in Höhe von 10.000 DM angedroht. Da Rössels Unterschrift unter dieser Erklärung ausblieb, ging die FAZ in die nächste Runde und erwirkte »aufgrund der eidesstattlichen Versicherung des Herrn Rainer Winzenried« eine einstweilige Verfügung, wonach bei weiterer Verbreitung 500.000 DM zu zahlen sind.

Nach den unschönen Erfahrungen, die Shell bereits beim Ölplattformenversenken 1995 in Sachen Öffentlichkeit machen mußte, sollte eigentlich alles anders werden. Im FAZ-Rössel-Prozeß zeugt die Konstellation der Hauptdarsteller in besonderem Maße von den Lern- und PR-Fähigkeiten des Shell-Pressesprechers Rainer Winzenried. Da er als einziger Zeuge der Anklage aufmarschieren wird, um für die Ehre des Udo Ulfkotte und der FAZ zu streiten, hat man inzwischen auch im letzten Winkel mitbekommen, daß an der Liaison fatale was dran sein muß.

Am 2. Juli (nach Redaktionsschluß) wurde im Rahmen des sogenannten Verkündungstermins mitgeteilt, ob es zu Fort- oder Absetzung des Winzenrieder Trauerspiels kommen wird. Bei der ersten Verhandlung Ende Mai deutete der vorsitzende Richter bereits an, daß er das Verfahren unter Umständen einstellen wird, da die »Rösselsche Schmähkritik« (O-Ton FAZ) eventuell als freie Meinungsäußerung zu werten sei.

Ingrid Röder, AKTION 3.WELT Saar



Göttliche Bürgschaften

▶ Hermes ist der schelmische, aber immer freundliche Götterbote und Seelenbegleiter, der Gott der Diebe und Kaufleute. Anders als in der griechischen Götterwelt bezeichnet Hermes in der bundesdeutschen Landschaft ein Exportkreditversicherungssystem. Durch Hermesbürgschaften werden Investitionen und Exporte deutscher Unternehmen gegen wirtschaftliche und politische Risiken in Entwicklungsländern abgesichert.

Im Interministeriellen Ausschuß (IMA), einem Gremium aus Vertretern der Ministerien Wirtschaft, Finanzen, Auswärtiges und Entwicklungshilfe, wird entschieden, welches Projekt eine staatliche Deckungszusage in Form einer Hermesbürgschaft erhält (wobei das Wirtschaftsministerium für das Gesamtverfahren verantwortlich ist, von Seiten des Finanzministeriums eine ausdrückliche Zu-

stimmung erforderlich ist und Auswärtiges Amt und Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit lediglich ein Veto einlegen dürfen). Zuständig für das bürokratische Procedere ist daraufhin die private Hermeskreditversicherungs AG in Hamburg. Auf die Vergabeentscheidung der einzelnen Hermeszusagen haben Öffentlichkeit und auch ParlamentarierInnen, die lediglich eine jährliche Blankozusage über die gesamte Deckungssumme erteilen, keinerlei Einfluß.

Infolge der durch die Verschuldung bedingten Zahlungsprobleme der Länder des Südens steht Hermes seit Anfang der 80er Jahre in der Kreide. Dafür zahlen aber nicht nur der deutsche Staat, sondern vor allem auch die Empfängerländer, die erneut dem Teufelskreis der Verschuldung ausgeliefert sind und zudem die ökologischen, sozialen und friedenspolitischen Folgen der Projekte zu tragen haben. Als Beispiele hierfür stehen durch Hermesbürgschaften geförderte Großstaudämme, Atomkraftwerke sowie Rüstungsexporte.

Vor diesem Hintergrund fordert jetzt eine Vielzahl von Gruppen und Initiativen von der Bundesregierung, die Kriterien für die Vergabe von Hermesbürgschaften zu reformieren. Maßgebend für die Deckungszusage bei Exporten in Entwicklungsländer, die immerhin vom Volumen her doppelt so groß sind wie die geleistete Entwicklungshilfe, sollte sein, daß ökologische und soziale Schäden durch hermesverbürgte Investitionen nicht entstehen. Prinzipiell ausgeschlossen sollte die Versicherung von Rüstungsgütern sein. Für die Umsetzung dieser Ziele sei zudem eine wirksame parlamentarische Kontrolle und die Information der Öffentlichkeit bei der Bürgschaftsvergabe erforderlich.

Es wird an die Bundesregierung appeliert, die Prinzipien der agenda 21 einzuhalten. In dieser wird gefordert, »daß Handels- und Umweltpolitik miteinander im Einklang stehen und daß sie den Prozeß in Richtung nachhaltige Entwicklung zusätzlich unterstützen«.

WEED, Weltwirtschaft Ökologie und Entwicklung e.V., Berliner Platz 1, 53111 Bonn, Tel.: 0228/ 696479

Turbomaskulinismus

► In mehreren Veranstaltungen der diesjährigen Volksuni in Berlin wurden Fragen der Auswirkung von Globalisierung auf feministische Politik und deren Inhalte thematisiert.

Ist Globalisierung ein männlich dominierter und konstruierter »Sachzwang«? Oder könnte die befürchtete Zerbröselung »patriarchal geprägter nationalstaatlicher Institutionen« nicht auch Chancen für »mehr Geschlechtergerechtigkeit« bieten (s. iz3w Nr. 218 »Leerstellen- Geschlechter- und Erwerbslagen im Umbruch«)? Der spannenden Frage folgte die Ernüchterung: Die Internationalisierung der Politik führe tendenziell zu einer Verlagerung auf die Exekutive und diese sei stärker männerbündisch strukturiert als die immerhin »partiell feminisierten Parlamente«. Sauer/Kreisky sahen vor allem eine Verschiebung des »Maskulinismus« auf die supranationale Ebene – mit negativen Folgen, wie die drohende Aushebung des nordrhein-westfälischen Gleichstellungsgesetzes durch den Europäischen Gerichtshof zeige. Internationale Manager, Banker und Diplomaten seien die Träger einer »verfeinerten Männlichkeit«.

Die Bonner Sozialwissenschaftlerin Gisela Notz wies darauf hin, daß typische Frauenarbeitsplätze in der Textil- und Bekleidungsindustrie bereits in den 70er Jahren in Billiglohnländer ausgelagert worden seien. So diene Globalisierung vor allem als »Rechtfertigung für die weitere Deregulierung und Flexibilisierung des Arbeitsmarktes«. Frauen seien, was diese »Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse« betrifft, leider schon längere Zeit »Pionierinnen«. Neoliberale Wirtschaftsprogramme zur Haushaltskonsolidierung erleiden die Entwicklungsländer schon seit 20 Jahren. Die Auswirkungen der Strukturanpassungsprogramme von Internationalem Währungsfonds (IWF) und Weltbank schilderten Claudia von Braunmühl, Ilse Schimpf-Herken und Shalina Randeria. Seit den 70er Jahren wurden dort vor allem öffentliche Dienstleistungen im Gesundheits- und Bildungsbereich abgebaut. »Strukturanpassung war die Durchsetzungsphase für globalisierte Politik«, wie von Braunmühl feststellte. Die dadurch erreichte Marktöffnung der Länder des Südens zerstörte große Teile der Subsistenzwirtschaft und damit die Haupteinkommensquelle von Frauen.

Globalisierung als feministische Chance schien für Birgit Sauer schon aus dem Grund, daß »eine einträchtige Männerdominanz sowohl in der Gruppe der »global players« als auch in der Gruppe der »global analysts« konstatiert werden muß, mehr als fragwürdig. Vielmehr »entspricht dem Turbokapitalismus offensichtlich der Turbomaskulinismus von Politik und Wissenschaft.«

Globalisierung ist also mitnichten ein »geschlechtsfreies Terrain«. Im Gegenteil: der Blick auf die unterschiedlichen Auswirkungen auf Männer und Frauen kann den Blick dafür öffnen, wie neoliberale Wirtschaftskonzepte auf der geschlechtsspezifischen Spaltung der Gesellschaft aufbauen und diese fortzuschreiben versuchen, wie die Berliner Sozialwissenschaftlerin Ariane Brenssell betonte.

Dennoch sind feministische Forscherinnen noch auf der Suche nach politischen Strategien und Rezepten, die Turbokapitalismus und Turbomaskulinismus entgegengesetzt werden können.

Es bleibt also auch bei dieser Veranstaltung leider einmal wieder dabei: außer Thesen nichts gewesen!

Martina Kretschmann/co

Intellektuelle Gewaltphantasien

▶ Daß »Überbevölkerung« als Passepartout-Begriff für jegliche Mißstände verantwortlich gemacht werden kann, zeigen Susanne Heim und Ulrike Schaz in ihrer fundierten Kritik an der Logik der Menschenökonomie, die unter dem Titel **Berechnung und Beschwörung. Überbevölkerung – Kritik einer Debatte** erschienen ist.

Sei es Armut, die ökologische Frage, die Konkurrenz um Ressourcen – als Ursache erscheint immer das Abweichen von einem angeblich natürlichen Bevölkerungsoptimum. Erfinder dieser Vorstellung ist Thomas Robert Malthus, der 1798 die erste Fassung seines »Essay on the Principle of Population« verfaßte. Seine Arbeiten sind klassische Ideologieproduktion: Die Massenarmut während der Industrialisierung wird nicht als Folge ursprünglicher Akkumulation, sondern »zügelloser Vermehrung« interpretiert. Obwohl die Malthus'sche Bevölkerungslehre früh widerlegt wurde, ziehen sich seine Vorstellungen wie ein roter Faden durch die Geschichte. So war die antisemitische und antislawische Vernichtungspraxis des Nationalsozialismus begleitet von rationalistischen Diskursen über eine angebliche agrarische »Überbevölkerung« in Osteuropa, die den Großraumplänen des imperialistischen Nazi-Deutschland ein Dorn im Auge war. Die Frage, ob diese bevölkerungspolitischen Erwägungen letztendlich ausschlaggebend für Auschwitz waren, oder ob sie den NS-Vernichtungskurs lediglich legitimierten und rationalisierten, wird von Heim/Schaz jedoch nicht gestellt. Ihr Thema ist eine Diskursanalyse, die die Praxis von Wirtschaftsplanern, Bevölkerungswissenschaftlern und Sozialhygienikern ins Fadenkreuz der Kritik nimmt.

Ein Exkurs zur Bevölkerungspolitik in der Sowjetunion zeigt, daß der bolschewistische und stalinistische Versuch einer nachholenden Modernisierung einen ähnlich technokratischen Blick auf unproduktive Teile der Bevölkerung als »unnütze Esser« hervorgebracht hat wie die Bevölkerungswissenschaft bürgerlich-kapitalistischer Länder. Das Modell Sowjetunion mit seinen Zwangskollektivierungen wurde so auch von bürgerlichen Bevölkerungstheoretikern affirmierend rezipiert als ein Versuch, die Arbeitsproduktivität auf dem Land zu erhöhen und eine forcierte Industrialisierung durchzuführen.

»Überbevölkerungsszenarien sind eine Spielwiese für intellektuelle Gewaltphantasien«, stellen die Autorinnen fest und beschreiben ausführlich in welchen Bereichen die Bevölkerungsplaner der BRD und der USA nach 1945 das Sagen hatten. Die westliche Flüchtlingspolitik und die Entwicklungspolitik folgen dem rassistischen und patriarchalen Paradigma der Menschenökonomie. Die rationalistischen Omnipotenzphantasien waren auch immer von Angst vor der Ausbreitung des Kommunismus in »unterentwickelte« Ländern geprägt. Entwicklungspolitische Programme, Bevölkerungskontrollmaßnahmen, Antiguerillakampf und Sicherung der Einflußsphäre waren imperialistische »Entwicklungspolitik« aus einem Guß – wie die US-Politik der 60er Jahre gegen Lateinamerika zeigt. Diese Politik wurde ab Mitte der 70er Jahre immer stärker von der UNO selbst in die Hand genommen.

Auch die neusten Modernisierungsversuche wie das Schlagwort von der »feministischen Bevölkerungspolitik«, das während der Kairoer Weltbevölkerungskonferenz 1994 beschworen wurde, werden eher als »facelifting« denn als konkrete Verbesserungen der Lebenssituation subproletarisierter Frauen im Süden kritisiert: »Weitgehend unabhängig von allen Reden über 'empowerment', 'reproduktive Rechte' und Entwicklung ist das Überbevölkerungsdogma mit Hilfe der Medienberichterstattung aus Kairo noch einmal einer weltweiten Öffentlichkeit als unbezweifelbare Tatsache präsentiert worden.«

Gerhard Hanloser

▶ *Susanne Heim/Ulrike Schaz, Berechnung und Beschwörung. Überbevölkerung – Kritik einer Debatte. Verlag der Buchläden Schwarze Risse/Rote Straße, 1996, 248 S., 28 DM.*

Schönwetterbündnis

▶ Wirtschaftliche Integrationsversuche sind in Lateinamerika nichts Neues. Es gibt sie seit den frühen 60er Jahren, und sie sind allesamt an der chronischen wirtschaftlichen und politischen Instabilität in der Region, aber auch am Widerstand von Unternehmern und Gewerkschaften gescheitert. Das jüngste, 1991 von Argentinien, Brasilien, Paraguay und Uruguay ins Leben gerufene und bislang wirtschaftlich erfolgreiche Integrationsbündnis heißt Gemeinsamer Markt des Südens (Mercosur). Was macht seinen Erfolg aus, und kann er andauern? Liefert der **Mercosur** den Beweis dafür, daß der Übergang zu international konkurrenzfähigen Marktwirtschaften in Lateinamerika auch über den Aufbau eines Regionalmarktes und nicht nur über die unmittelbare Integration in den Weltmarkt (Beispiel Chile) gelingt?

Der Freiburger Politologe Wolfram Klein hat sich den Mercosur für die Jahre 1991-1994 genauer angeschaut, vor Ort recherchiert und zahlreiche Gespräche gerade auch mit Vertretern von Unternehmern und Gewerkschaften der vier Mitgliedsländer geführt. Herausgekommen ist eine vor allem wirtschafts- und verbandspolitische Studie zum Mercosur, die zu folgenden Ergebnissen gelangt:

1.) An ökonomischen Makrodaten bemessen, stellt der Mercosur bislang in der Tat eine Erfolgsstory dar: Freihandel und Zollunion sehen sich für das Gros der gehandelten Güter durchgesetzt, und allein der Intrahandel konnte in nur vier Jahren (1991-1994) verdreifacht werden. Nach Klein hat der wirtschaftliche Erfolg den Mercosur bereits irreversibel gemacht, wofür sicherlich die Attraktivität des Zusammenschlusses spricht: Chile ist seit Oktober letzten Jahres assoziiertes Mitglied, mit Bolivien wird um einen Beitritt verhandelt, die USA und auch die EU wollen mit dem Mercosur Freihandelsabkommen abschließen. Indessen scheint allzu großer Optimismus fehl am Platz: Den Beweis, mehr als ein Schönwetterbündnis zu sein, hat der von Wachstumseinbrüchen bislang verschonte und von der allgemeinen Wirtschaftserholung in der Region profitierende Mercosur noch nicht erbracht.

2.) Die verheißungsvollen ökonomischen Erfolge des Vierer-Blocks kontrastieren mit der ungleichen Verteilung der Integrationsgewinne nach Ländern und Sektoren. Hauptnutznießer waren bislang die Industriellen des Riesen Brasilien, Hauptverlierer die Industriearbeiter im Zwergstaat Uruguay. Der Mercosur kann mit Klein deshalb nur als ungenügender Antwortversuch auf die Krise der Industrie in der Region gelten, ein Nullsummenspiel sei er deshalb nicht. Das hätten die Unternehmer aber auch die enttäuschten Gewerkschaften erkannt, wenn selbst letztere den Mercosur, wenn auch kritisch, so aber doch durchweg unterstützten.

3.) Daß das Engagement von Unternehmern und Gewerkschaften in Mercosurfragen mit den von Land zu Land verschiedenen Integrationsrisiken korrelierte, mag wenig erstaunen. Wo letztere am höchsten – wie in Uruguay – einzustufen sind, war auch die Beteiligung der Verbände am stärksten und umgekehrt. Doch nützt alles Engagement wenig, wenn es wie im Fall des institutionell schlanken und stark exekutivlastigen Mercosur keine eigentlichen Mitsprache- und Mitwirkungsrechte der Verbände gibt. Der Titel von Kleins Studie mag da zunächst eine größere Bedeutung korporativer Interessen im konzeptionell aber bereits völlig andersartig gestrickten Mercosur suggerieren: Entwurf und Ausgestaltung des Mercosur sind nicht das Ergebnis eines wie auch immer gearteten Verbändelobbyismus, sondern im hohen Maße Ausfluß der von den vier staatlichen Exekutiven, ja oft von den Präsidenten höchstpersönlich implementierten Politik.

4.) Wo überhaupt Einflußmöglichkeiten der Verbände bestanden, waren diese auf die Unternehmer mit ihrem direkteren Zugang zu den Regierungen beschränkt. Forderungen von Gewerkschaftsseite nach einer politischen Vertiefung des Mercosur, nach Einführung einer Sozialcharta oder regionaler bzw. sektoraler Strukturfonds wurden dagegen frühzeitig abgeblockt. Davon, daß sich der allein den Marktgesetzen unterworfene Mercosur sozial abgefedert sehe, kann somit keine Rede sein.

Summa summarum: Kleins vorsichtig optimistische Prognose des Mercosur wird man als Ökonom teilen können. Doch ist wirtschaftliche Integration kein Selbstzweck, noch dazu in einer Region, in der sich ökonomisches Wachstum auf der Basis einer nach wie vor extrem ungleichen Einkommensverteilung und eines bedrückenden Sockels von Armut bewegt. Wer nach den sozialen Auswirkungen des Mercosur in Form von tatsächlichen Wohlfahrtseffekten für die breite Bevölkerung fragt, wird bei Klein keine dezidierten Urteile finden. Dafür ist sein Blick zu sehr auf die Unternehmer gerichtet; die Figur des Arbeiters oder des Arbeitnehmers taucht im ansonsten rühmlichen Stichwortverzeichnis erst gar nicht auf. Andererseits liegt in der thematischen Beschränkung auf ökonomische und institutionelle Fragen aber auch eine Stärke des Buches, das, trotz der an sich spröden Materie, durchweg gut lesbar und flüssig geschrieben ist.

Michael Radseck

▸ *Wolfram Klein: Der Mercosur. Wirtschaftliche Integration, Unternehmer und Gewerkschaften, Freiburg i. Br., ABI 1996, 21,- DM.*

In Netzen werken

▸ Die Debatte um die Grenzen des neoliberalen Projektes wird nicht nur in linken Zusammenhängen, sondern auch in Kreisen der technokratischen Politikberatung geführt, allerdings mit anderen Grundannahmen und Schwerpunkten. Der Ansatz der »systemischen Wettbewerbsfähigkeit«, der sich ausdrücklich gegen neoliberale und neoklassische Varianten der rein makroökonomischen »Strukturanpassungen« wendet, ist m.E. von Bedeutung, weil er am ehesten geeignet ist, sich angesichts der zunehmenden Kritik neoliberaler Politik als neues hegemoniales Konzept durchzusetzen.

Die zentrale These Dirk Messners in seinem Buch **Die Netzwerkgesellschaft** lautet, daß den Bedingungen internationaler Wettbewerbsfähigkeit und der Entwicklung von Volkswirtschaften nicht die freie Entfaltung der Marktkräfte zugrundeliegen, sondern ein komplexes Zusammenspiel von Faktoren auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen. Daher nimmt das Konzept vier Ebenen in den Blick: Die Mikroebene (Unternehmen), die Makroebene (u.a. staatliche Haushalts-, Handels-, Geld- und Wettbewerbspolitik), die Metaebene (soziokulturelle Faktoren, Wertehaltungen, Strategie- und Politikfähigkeit u.a. einer Gesellschaft) und vor allem die Mesoebene – die »Ebene der Institutionen und der überbetrieblichen Vernetzungen«(S.45) in Form von Infrastruktur-, Bildungs-, Technologie- oder Regionalpolitiken, die Messner als »selektive Standortpolitiken« zur Erreichung von Wettbewerbsfähigkeit bezeichnet. Industrielle Wettbewerbsfähigkeit ist somit »das Ergebnis eines Musters komplexer und dynamischer Interaktion zwischen Staat, Unternehmen, intermediären Institutionen und der Organisationsfähigkeit einer Gesellschaft«(S.43). Dirk Messner entwickelte aus dem wirtschaftspolitischen Ansatz der »systemischen Wettbewerbsfähigkeit« und aus einer Kritik der politologischen Steuerungsdebatte das Leitbild der »Netzwerkgesellschaft«. Gesellschaftliche Probleme entstehen diesem Ansatz zufolge aus der Tatsache, daß sich die Entscheidungsmacht in Staat und Unternehmen immer stärker zentralisiert habe und Probleme angesichts der zunehmenden Komplexität nicht mehr adäquat gelöst werden könnten. Die Frage lautet dann, wie die Problemverarbeitungskapazität der Gesellschaft erhöht werden kann. Das Neue an der »Netzwerkgesellschaft« liegt in der Ausdifferenzierung als »Ergebnis des Entwicklungsprozesses marktwirtschaftlich-demokratischer Gesellschaften« (S.208). Weil die Zentralisierung überhand nimmt, werden Dezentralisierungsprozesse »ausgelöst«, die zur Bildung von Netzwerken führen.

Was sind nun Netzwerke? Für Messner handelt es sich um Organisationsmuster, in denen Akteure in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis stehen. Voraussetzung der Netzwerkbildung ist, daß die Akteure autonom handeln, ihre eigenen Interessen definieren können und zu Kompromissen fähig sind. Damit können sich »Organisationsmuster herausbilden, die die Stärken dezentraler Organisation und Entscheidungsfindung mit den Vorzügen der an gemeinsamer Problemlösung orientierten Steuerung verknüpfen« (S.207). Ob die Netzwerke funktionieren hängt vom strategischen Handeln der Akteure im spezifischen gesellschaftlichen Kontext ab. »Netzwerkversagen« ist durchaus denkbar.

Messner setzt sich mit wichtigen wirtschafts- und politikwissenschaftlichen Ansätzen auseinander, klopft diese auf Stärken und Schwächen hinsichtlich der Frage nach den Netzwerken ab und kritisiert die Dichotomie »zwischen Markt und Staat«. Jedoch interessiert er sich letztlich recht wenig für das »Funktionieren« von Gesellschaft und setzt direkt bei den Problemlösungen an. Wie Probleme entstehen, dazu gibt es keine theoretische Auskunft. Die politischen Vorschläge sind technokratisch, da sie sich auf die Rahmenbedingungen des sich globalisierenden Kapitalismus, insbesondere die Intensivierung der für viele Menschen buchstäblich mörderischen Konkurrenz, einlassen. Der erste Satz in Messners Buch lautet: »Die Globalisierung der Ökonomie ist zu einem irreversiblen Megatrend in der Weltgesellschaft geworden.« Das war's dann schon hinsichtlich der Analyse der Globalisierung des Kapitalismus.

Wie sich die Netzwerkgesellschaft angesichts der Machtzusammenballung in bestimmten Organisationen wie der Weltbank, der Welthandelsorganisation oder der europäischen Kommission, aber auch in transnationalen Konzernen, deren Kooperations- und Dezentralisierungsstrategien höchst selektiv sind, konkret gestalten wird, bleibt sehr vage. Eine stark modernisierungstheoretische Ausrichtung liegt dem Ansatz zugrunde. Angesichts der zunehmenden Kritik an neoliberalen Politiken melden sich offenbar wieder die Entwicklungstechnokraten zu Wort, die nach »neuen Steuerungsmodi« der Gesellschaft Ausschau halten.

Ulrich Brand

▸ *Dirk Messner, Die Netzwerkgesellschaft. Wirtschaftliche Entwicklung und internationale Wettbewerbsfähigkeit als Probleme gesellschaftlicher Steuerung, Köln (Weltforum Verlag) 1995.*

»Hähne sind sie alle«

▸ In Ostafrika werden sie zu rauher Tapferkeit erzogen, im Pazifik saufen sie bis zum Umfallen, am Kongo jagen sie Elefanten, in Argentinien ist ihnen »das Wort Liebe völlig unbekannt«, dort haben sie »diese Vokabel durch den Begriff Sex ersetzt«, und im Gran Chaco tragen sie den Skalp ihrer Feinde am Sattel.

So sind sie, die Männer des Südens: geil, versoffen und gewalttätig. So jedenfalls liest sich **Männerwelten**, erschienen in der Süd-Nord-Reihe des Lamuv-Verlages. Die von Uwe Hoering zusammengestellten Kurzanalysen, Geschichtchen und Essays wirken willkürlich aneinandergereiht, teilweise aus ihren Zusammenhängen gerissen. Das Zum-Beispiel-Prinzip der Taschenbuchreihe, bei Bananen, Pestiziden, Wasser und vielen anderen Themen hervorragend anschaulich und auch für den Unterricht brauchbar, wird hier völlig überzogen. Die Kürze hat hier nichts beispielhaftes mehr, sie produziert in erster Linie Klischees. Klischees für ganze Gesellschaften, teils gar für ganze Kontinente: »In Zaire wie in allen afrikanischen Staaten ist die Menschenrasse der Chefs und Bosse leicht zu erkennen.«

Der emanzipierte, anti-patriarchale Leser kann sich beruhigt zurücklehnen. Wir im Westen sind doch auch in dieser Hinsicht den Unterentwickelten um Meilen voraus. Nordländer kommen in dem Band nur als Kolonisatoren – in der Vergangenheit – oder als Sex-Touristen vor.

Alles was die Lamuv-Reihe ausmacht, fehlt in den »Männerwelten«: Übersichtlichkeit, Beispielhaftigkeit und der rote Faden.

step

▸ *Uwe Hoering (Hrg.), Männerwelten, Lamuv-Verlag Göttingen.*

Ta'if, Oslo, Berlin, Beirut – die Last der Abkommen

▶ Nicht, daß sich die Bonner Abschiebe-Bürokraten jemals ernsthaft für die Bedingungen interessiert hätten, die auf die von ihnen Zurückgeführten warten. Was auf die ca. 15.000 Palästinenser, deren Schicksal gerade in einem Wirtschaftsdeal zwischen Bonn und Beirut ausgehandelt wird, im Libanon zukommt, könnten sie allerdings in dem im Mai beim Verlag »Das Arabische Buch« erschienenen Buch **Palästinensiche Flüchtlinge und der Friedensprozeß- Palästinenser im Libanon** nachlesen.

Diese in Kooperation mit der Zeitschrift INAMO herausgegebene Publikation enthält Zahlen, Fakten und Berichte über die besorgniserregende Situation palästinensischer Flüchtlinge im Kontext des libanesichen Bürgerkriegs und des Nachkriegslibanon, des Friedensprozesses und der internationalen Flüchtlingspolitik. Sie fragt nach Hintergründen, aktueller Situation und möglichen Zukunftsperspektiven der mehr als zwei Millionen palästinensischen Flüchtlinge in Syrien, Jordanien und im Libanon, die bisher aus dem »Friedensprozeß« ausgeschlossen blieben.

Von 1975 bis 1989 hatten sich im libanesischen (Bürger-)Krieg diverse Akteure – sowohl einzelne Konfessionsgruppen, als auch die umliegenden Staaten – in immer neuen Allianzen Gefechte um die Vorherrschaft im multikonfessionellen Libanon geliefert. Der libanesische (Bürger)-Krieg wurde 1989 durch das Ta`if-Abkommen beendet, ein Dokument der nationalen Versöhnung, durch das die Macht im Libanon neu verteilt wurde, allerdings immer noch auf der Grundlage des politischen Konfessionalismus und unter syrischer Schirmherrschaft. Die implizite Grundlage der nationalen Versöhnung war der Ausschluß der Palästinenser von der nationalen Politik. Da die Palästinenser a) Muslime und b) sunnitische Muslime sind, gelten sie sowohl den Maroniten wie auch den schiitischen Muslimen als unerwünschte Gemeinschaft. Deshalb wird seit der Wiederherstellung des libanesischen Staates eine Politik des massiven Auswanderungsdruckes praktiziert; durch die Verweigerung einer Arbeitserlaubnis, einer dauerhaften Ansiedlung sowie bürgerlicher und sozialer Rechte, sollen die palästinensischen Flüchtlinge zum Verlassen des Landes »motiviert« werden.

Doch wohin sollen sie gehen? Das INAMO-Buch weist auf die regionalen Rahmenbedingungen hin und verdeutlicht, daß es nach der Beendigung des Bürgerkrieges sowie durch das »Oslo-Abkommen«, das ihr Schicksal nicht behandelt, für Palästinenser keine Aufnahmeländer mehr gibt. Eine der zentralen Forderungen, die die Herausgeber deshalb in ihrem Vorwort nennen, ist die nach einem sicheren Aufenthaltstatus für die in der Bundesrepublik lebenden Palästinenser; die Realität der Rückführdeals hat sie allerdings bereits überholt. *ew*

▶ *Ronald Ofteringer (Hrg.), Palästinensische Flüchtlinge und der Friedensprozeß. Palästinenser im Libanon, Verlag Das Arabische Buch, Berlin 1997.*

Zeitschriftenschau

Lateinamerika-Nachrichten 276

▶ Die Juni Ausgabe beschäftigt sich in einem umfangreichen Themenschwerpunkt mit der Situation in Guatemala ein halbes Jahr nach Beendigung des bewaffneten Konfliktes (und ist gleichzeitig Guatemala-Info 2/97). Im Mittelpunkt stehen die derzeit geführten gesellschaftlichen Auseinandersetzungen: Welche Chance hat die Landbevölkerung? Wird das Militär zur Rechenschaft gezogen? Wie integriert sich die Guerilla in das gesellschaftliche Leben? Als weiteres Grundproblem wird der alltägliche Rassismus der ladinischen Bevölkerung gegenüber der indigenen Bevölkerungsmehrheit thematisiert. Weitere Artikel berichten über die Geiselbefreiung in Peru, den Prozeß gegen den Anführer der Sekte Colonia Dignidad in Chile und über Gewalt gegen Wohnungslose in Brasilien. Kurznachrichten, Beiträge zu Literatur, Kunst und Film runden die monatlichen Lateinamerika Nachrichten ab.

▶ *Einzelheft 7 DM. Bezug: Lateinamerika-Nachrichten, Gneisenaustr. 2a, 10961 Berlin.*

ila 206

▶ Rechtzeitig zum Beginn der Biergartensaison hat die **Zeitschrift der Informationsstelle Lateinamerika** einen Schwerpunkt zum Thema Bier veröffentlicht. Doch selbstverständlich geht es nicht um den heimischen Genuß des kühlen Gerstensaftes, sondern um die ca. 100jährige Geschichte der Ausbreitung des Biers in Lateinamrika. Neben einem Beitrag, der den Aufstieg des Biers in Lateinamerika nachzeichnet, beschäftigen sich die weiteren Artikel mit dem traditionellen Gebräu »Chicha« und dessen Verdrängung durch deutsches Bier; mit »Pulque«, dem mexikanischen »Bier« der armen Leute; dem Biermarkt in El Salvador und dem Zusammenhang von Bier und Feminismus. Weitere Themen im Heft: Peru nach Stürmung der Botschaft in Lima, die Bedrohung indigener Völker Kolumbiens durch Erdölförderung, der Gender-Ansatz in der Entwicklungspolitik, Jugendkultur in Rio de Janeiro u.a.m.. Die Reihe »Eine Welt Wirtschaft« beschäftigt sich diesmal mit dem Verschuldungsproblem der »ärmsten Länder«.

▶ *Einzelheft 8 DM. Bezug: Informationsstelle Lateinamerika e.V., Oskar Romero Haus, Heerstr. 205, 53111 Bonn.*

links 1969-1997

▶ Aus. Schluß. Vorbei. Nach 28 Jahren stellt die dienstälteste Zeitschrift der Neuen Linken ihr Erscheinen ein. In der letzten Nummer reflektieren AutorInnen, HerausgeberInnen und MitbegründerInnen der **links** das Ende des Zeitschriften-Projekts. Das Altern der Neuen Linken, politische Ortlosigkeit, Pluralismusvorstellungen sind die immer wieder genannten Gründe für die Entscheidung, die 1969 im organisatorischen Rahmen des Sozialistischen Büros gegründete Zeitschrift einzustellen. »Die größte redaktionelle Gemeinsamkeit besteht zum Schluß anscheinend darin, gemeinsam aufzuhören.« Neben Erklärungsversuchen des Scheiterns, das sicherlich eine große Lücke in der linken Zeitschriftenlandschaft hinterlassen wird, werden die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse der letzten Jahre reflektieren. Das Heft liefert somit auch eine interessante Geschichts- und Zeitdiagnose.

▶ *Einzelpreis 13 DM. Bezug: AFP, Postfach 102063, 63020 Offenbach.*

Chiapas und die Linke

▶ Das Verhältnis der deutschen Linken zu ihrem »Objekt der Begierde«, der EZLN in Chiapas, war Grund und Thema einer Veranstaltung, des Internationalismusreferats des AStA der freien Universität Berlin (asta fu) im März 1997. Die Referate und Diskussionsbeiträge sind jetzt nachzulesen in der Broschüre **Chipas und die Linke**. Ohne die Unterstützung für die Menschen in Chiapas in Frage zu stellen, ging es bei der Veranstaltung darum, Vorstellungen einer »neuen Form des Internationalismus« innerhalb der bundesdeutschen Linken zu diskutieren und zu kritisieren. Weil auch dieses Mal die Nation als politischer Bezugsrahmen nicht in Frage gestellt wurde, meinen die VeranstalterInnen und HerausgeberInnen zurecht: Kritik tut dringend NOT!

▶ *Die Broschüre kann zum Selbstkostenpreis bestellt werden bei: AStA FU, Kiebitzweg 23, 14195 Berlin.*

Tagungen

► Vom 3. – 9. Oktober 1997 veranstalten die Internationalismus – AG der VSP (Vereinigung für Sozialistische Politik) und das Informationsbüro Nicaragua e.V. , Wuppertal in Amsterdam ein Seminar zum Thema **Frauen bewegen Lateinamerika**. Behandelt werden soll Verschuldung, neoliberale Politik, Abhängigkeit und imperialistische Dominanz, alte und neue Befreiungsbewegungen, 500 Jahre Conquista... *Weitere Informationen und Anmeldung: Anke Kleinmeier//Christian Haasen, Haubachstr. 26, 22765 Hamburg, Tel.: 040 – 384789, Fax: 040 – 47174804, Jutta Klaß, Weißenallee 29, 20357 Hamburg, Tel.: 040 – 4399896, e-mail: J.Klass@CL-HHComklink.de*

► **Asyl in Deutschland.** »Aktuelle Entwicklungen im Kosovo/Jugoslawien – Flüchtlinge aus dem Kosovo in Deutschland« wird Thema einer Fortbildungsveranstaltung am 8.9. 1997 im Jugendhof Vlotho sein. *Anmeldungen bitte möglichst frühzeitig an: Jugendhof Vlotho, Bildungsstätte des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Oeynhausener Str. 1, 32602 Vlotho, Tel.: 05733 – 923 311, Fax: 05733 – 10564*

► Das Forum Umwelt & Entwicklung lädt am 20. September 1997 nach Bad Honnef bei Bonn zu einem Symposium ein. Thema ist: **Politik und Praxis eines neuen Lebenstils** – Brückenschläge für eine zukunftsfähige Entwicklung im Norden. *Weitere Informationen: N.E.P.A.L., Richard Schmid, c/o Humboldt-Universität Berlin, Institut für Sozialökologie, 10099 Berlin, Tel.: 030 – 20931063, Fax: 030 – 20931060*

Bücher

► Andrea Komlosy, Christof Parnreiter, Irene Stacher, Susan Zimmermann (Hrsg.): **Ungeregelt und Unterbezahlt** – Der informelle Sektor in der Weltwirtschaft, *Brandes & Apsel Südwind, Frankfurt/M., 1997, 248 S.*

► Eberhard Weber, **Globalisierung und Politische Ökonomie der Armut in Indien**, Die Auswirkungen wirtschaftlichen und politischen Wandels auf die Ernährungssicherheit von Armutsgruppen am Beispiel einer Kleinfischersiedlung in der südindischen Metropole Madras, *erschienen im Selbstverlag: Eberhard Weber, Limbach, 1997, 410 S.*

► Amnon Kapeliuk, **Rabin – Ein politischer Mord** – Nationalismus und rechte Gewalt in Israel, *Palmyra Verlag, Heidelberg, 1997, 228 S.*

► Tahereh Agha, **Lebensentwürfe im Exil** – Biographische Verarbeitung der Fluchtmigration iranischer Frauen in Deutschland, *Campus Forschung, Frankfurt/New York, 1997, 192 S., DM 49,80*

► Hubert Heinhold, **Abschiebungshaft in Deutschland** – Eine Situationsbeschreibung, *Loeper Literaturverlag, Karlsruhe 1997, 200 S., DM 26,80*

► Klaus Hart, **Gangster, Favelados, Bischöfe** – Sozialreportagen aus Brasilien, *Brasilienkunde – Verlag, Mettingen, 1997, 305 S.*

► Die Rubrik Soziokultur wird vom Fonds Soziokultur e.V. gefördert.

Vorschau: iz3w Nr. 223
Schwerpunkt: »Arbeit«

► Der Arbeitsgesellschaft geht die Arbeit aus, sagen die einen. Andere schwärmen neuerdings vom »Beschäftigungswunder« in den USA. Verheerende Arbeitsbedingungen in den Weltmarktfabriken des Südens lassen den Ruf nach Sozialstandards lauter werden. Gründe genug, den Strukturwandel der Arbeit unter neoliberalen Bedingungen genauer anzuschauen. Eine andere Frage jedoch kommt häufig zu kurz: Weshalb wird immer noch und immer wieder der angeblich emanzipatorische Gehalt der Arbeit beschworen, warum werden Ideen von Selbstverwirklichung durch Arbeit in kritischer Absicht reproduziert?

Herausgeberin:
► Aktion Dritte Welt e.V. – informationszentrum 3. welt, Postfach 5328, Kronenstr. 16a (Hinterhaus), D-79020 Freiburg i. Br. Telefon: 0761/74003, Fax: 0761/709866, E-Mail: iz3w@link-s.cl.sub.de
Bürozeiten: Montag bis Freitag 10 bis 16 Uhr.

Redaktion:
► Monika Bierwirth, Thomas Cernay, Stephan Günther, Monika Hoffmann, Martin Janz, Georg Lutz, Bernhard Merk, Jochen Müller, Christian Neven-du Mont, Claudia Oellers, Christine Parsdorfer, Christian Stock, Jörg Später, Sigrid Weber, Eva Wegner, Eva Zányi.

Vertrieb für den Buchhandel:
► Prolit Verlagsauslieferung GmbH, Siemensstr. 16, Postfach 9, 35463 Fernwald (Annerod), Tel.: 07641/43071

Satz und Gestaltung:
► Büro MAGENTA. Freiburg.

Herstellung:
► Druckerei schwarz auf weiß. Freiburg.

Jahresabonnement (8 Ausgaben):
► Inland: DM 60,– (für SchülerInnen, StudentInnen, Wehr- und Zivildienstleistende DM 50,–), Förderabonnement: ab DM 100,–
► Ausland: Europa plus DM 10,– und Übersee plus DM 30,– Porto/Jahr
► Kündigungen bis zum Erhalt des letzten Heftes. Sonst automatische Verlängerung.

Konten (Aktion Dritte Welt e.V):
► Postscheckkonto Karlsruhe
Konto-Nr. 148 239 - 755, BLZ 660 100 75
► Postscheckkonto Basel
Konto-Nr. 40-35 899-4
► Hypo-Bank Bregenz
Konto-Nr. 10 157 108 110

Spenden:
► Steuerlich abzugsfähige Spenden bitte auf das Konto 124 96 06 bei der Volksbank Freiburg (BLZ 680 900 00), Kontoinhaberin Stadtsparkasse Freiburg, Verwendungszweck: Durchlaufspende zugunsten der Aktion Dritte Welt e.V. Diese Spenden beinhalten kein Abo!

Anzeigenschluß für Ausgabe Nr. 223:
► (Druckfertige Vorlagen) 28.7.1997

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

E 3477

▸ iz3w
Postfach 5328
D-79020 Freiburg
ISSN 0933-7733

KRITISCHE ÖKOLOGIE

3. Welt - Agrarkulturen - Umwelt
– im 14. Jahrgang

Innerhalb der UNO hat es bis 1992 gedauert „Umwelt und Entwicklung" im Zusammenhang zu sehen. Der VFLU tut dies seit 1983. Wer sich dafür interessiert, sollte die Kritische Ökologie lesen und sich mit Beiträgen beteiligen!



Heft 3+4/96 hat den Schwerpunkt: Partizipation – UNCED-Nachfolgeprozeß und Welternährung:
Die Themen: Der fünfte VFLU - Workshop / Partizipatorische Ansätze in der Entwicklungszusammenarbeit – Wer will sie, wer braucht sie? / Anbausysteme und Innovationen von Kleinbäuerinnen in Zimbabwe / Die Bedeutung des einheimischen Wissens bei der In-Situ-Erhaltung von genetischen Ressourcen / Eine Erklärung von Brot für die Welt zum Ernährungsgipfel in Rom / Die Vierte Internationale Technische Konferenz der FAO in Leipzig (ITK-4) und ihre Vorgeschichte im Kontext des Globalen Systems der FAO / Die „Farmers Rights", rechtliche und politische Dimensionen ihrer Implementierung / Ein Bericht über die Internationale Konferenz der NROen im Juni 1996 in Leipzig / De Campesino a Campesino – eine Bewegung der Agrarentwicklung von Bauern für Bauern.
(ISBN 3-925 862 / ISSN 0945 - 196X)

Hrg. Verein zur Förderung von Landwirtschaft und Umweltschutz in der Dritten Welt (VFLU) e. V., Langgasse 24 in FRA/FRG D-65183 Wiesbaden
Tel/Fax: + (0)611 - 37 03 71
Doppelheft 14,- DM + Versandkosten
Jahresabo (inkl. Porto) 4 Hefte in Folge nur 25,- DM / für Institutionen 50,- DM

Bundesweiter Studentischer

Adressreader



Anschriften
Telefon-, Fax- und E-Mail-Nr.
Kontaktpersonen

Über 1111 Adressen!

April 1997

ASten • USten • StuRa's • BuFaTa's • LAK's • Hochschulgruppen • Studentische Inis • Studentische Zeitungen • LandesschülerInnenvertretungen • Politische Gruppen • Studentenwerke • Hochschulleitungen • Bildungs- & Wissenschaftsministerien • Wissenschaftsorganisationen • Stiftungen • Gewerkschaften • Parteien • Landtage • Bundestag • Bundesregierung • Medien • Europa • u.a.m.

Schreibtischversion (DIN A4)
14 DM zzgl. 3 DM (Porto & Versand)

Pocketversion (DIN A 6)
10 DM zzgl. 3 DM (Porto & Versand)

Diskette
50 DM für StudentInnenvertretungen (für andere 70 DM), zzgl. 5 DM (Porto & Versand)

Bezugsadresse:

AG Studentischer Adressreader
c/o AStA Universität Hannover
Welfengarten 1
30167 Hannover
☎ 0511 - 762 5061
🖷 0511 - 717441

Sabine Kiel
☎ & 🖷 05102 - 5108

freier
zusammenschluß von
studentInnenschaften

EDITION ID-ARCHIV



13/Frühjahr 1997
16 DM
(im Abo 14 DM)

Grenzen der Aufklärung
Enthält Beiträge zum europäischen und deutschen Rassismus, über die Lindenstraße, Popliteratur, Bruce LaBruce, u.a.v. Yann Moulier Boutang, Imran Ayata, Christiane Müller-Lobeck, John Holloway, Gaby Hommel, Gian Trepp, Feridun Zaimoglu



144 Seiten, 16,– DM

»Nein ich will nicht in den Soconusco. Dort sind die Deutschen, sie sind die Herren der Kaffeeplantagen. Sie sind barbarischer als die Bestien des Urwalds und behandeln dich wie einen Hund.« Was B.Traven Anfang des Jahrhunderts schrieb, gilt heute immer noch. *Die Rebellion der Habenichtse* erzählt vom Kampf der Villistas gegen die deutschen Kaffeebarone in Chiapas.

Postfach 360205 • 10972 Berlin

